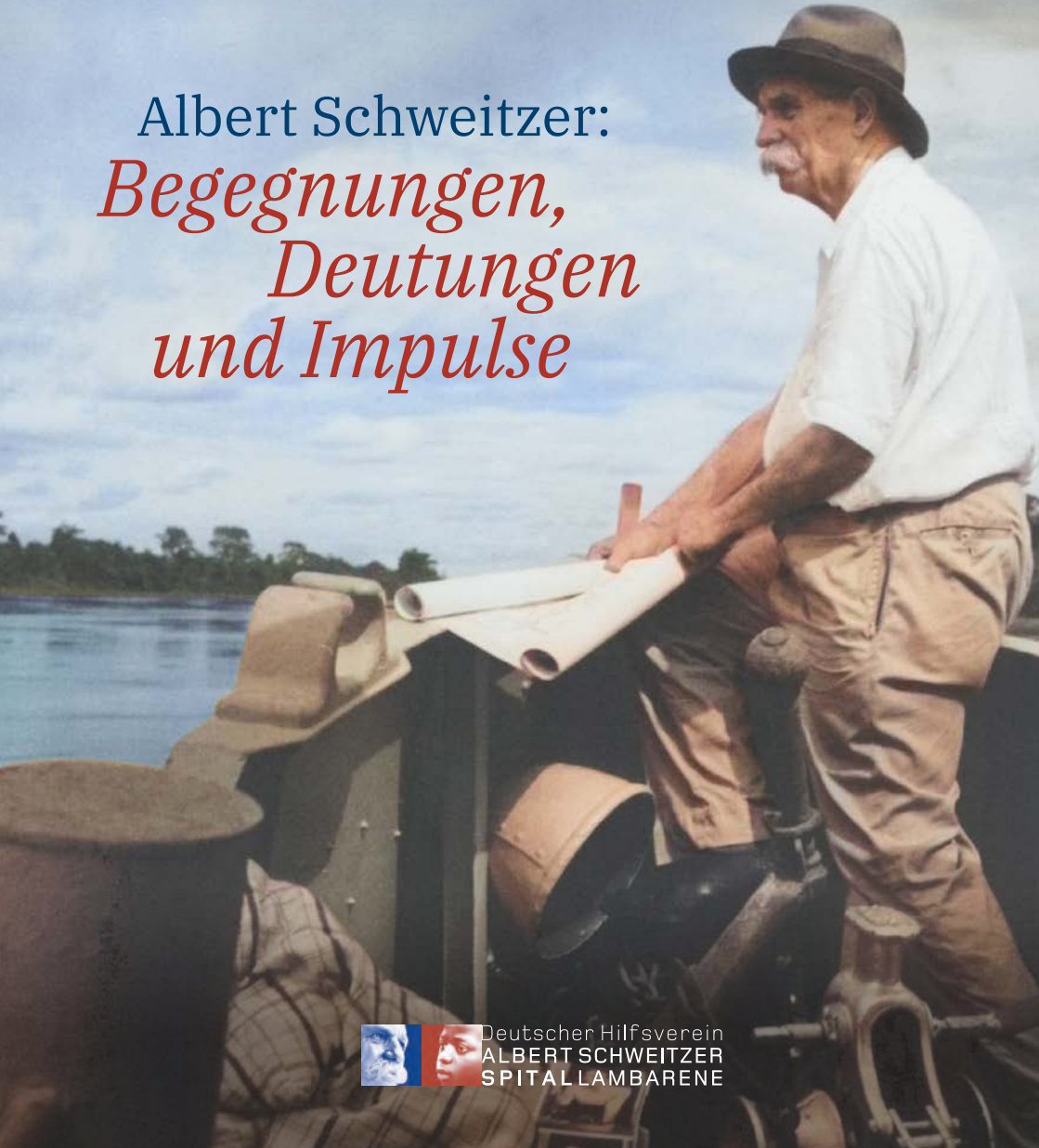




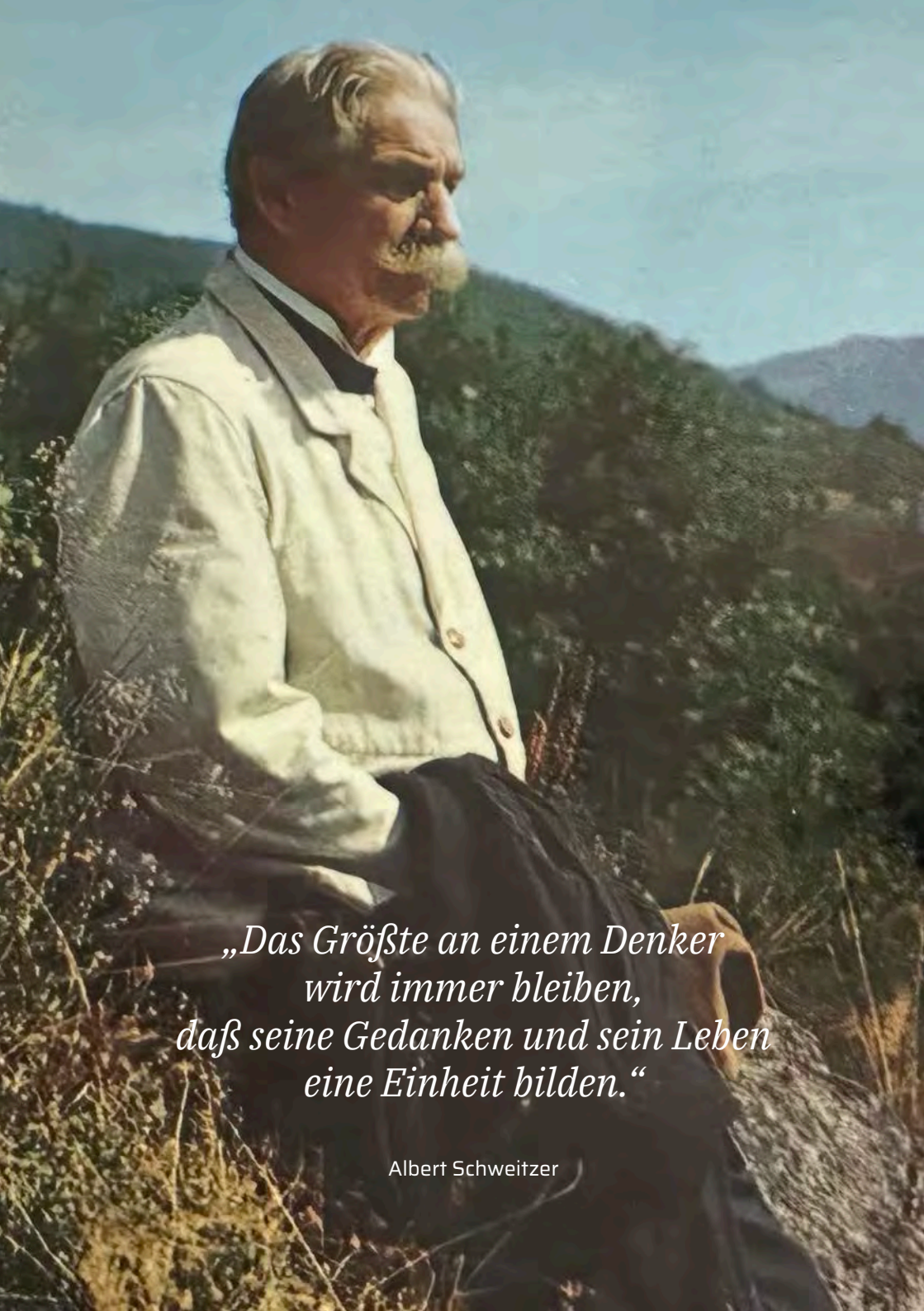
ALBERT SCHWEITZER **RUNDBRIEF 2026**

JAHRBUCH FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

Albert Schweitzer: *Begegnungen, Deutungen und Impulse*



Deutscher Hilfsverein
ALBERT SCHWEITZER
SPITAL LAMBARENE



ALBERT SCHWEITZER - BEGEGNUNGEN, DEUTUNGEN UND IMPULSE

RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 118
JAHRBUCH 2026 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

*„Das Größte an einem Denker
wird immer bleiben,
daß seine Gedanken und sein Leben
eine Einheit bilden.“*

Albert Schweitzer

*Albert Schweitzer –
Begegnungen,
Deutungen und
Impulse*

JAHRBUCH 2026 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 118 DES DEUTSCHEN HILFSVEREINS
FÜR DAS ALBERT-SCHWEITZER-SPITAL IN LAMBARENE E.V.,
OFFENBACH AM MAIN HERAUSGEGEBEN VON DR. ROLAND WOLF,
JUNI 2026

Mit einem Vorwort von Roland Wolf; Textbeiträge von Anne Katharina Farle,
Martin Groß, Christiane Kasper, Andrea Munz, Daniel Neuhoﬀ, Rainer Noll,
Klaus Stoevesandt, Roland Wolf, Werner Zager.

Blick in die Zukunft

Inhalt

ALBERT-SCHWEITZER-RUNDBRIEF NR. 118

JAHRBUCH 2026 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

Roland Wolf	Einleitendes Vorwort	6
-------------	----------------------	---

HORIZONTE: SCHWEITZER IM DIALOG MIT TRADITIONEN, KONFESSIONEN UND WELTANSCHAUUNGEN

Daniel Neuhoff	Albert Schweitzer und die Geschichte des chinesischen Denkens	10
Rainer Noll	Albert Schweitzer und der Katholizismus. Protestantische Freiheit und ökumenischer Geist	22
Klaus Stoevesandt	Der deutsch-jüdische Arzt Heinz Barasch in Lambarene. Ärztlicher Dienst und der empfundene Missionsauftrag	50
Martin Groß	Was Albert Schweitzer mit Hannah Arendt verbindet	68

AKTUELLES AUS DEN ALBERT-SCHWEITZER-SCHULEN

Andrea Munz	Albert Schweitzer Schule Kenia	78
Christiane Kasper	Wer ist eigentlich Hélène? – Frag doch die KI!	82

AUS UND ÜBER LAMBARENE

Roland Wolf	Albert Schweitzer als Viehzüchter	92
Roland Wolf	Geschichten aus der Chirurgie: Die Buruli-Patientinnen Grâce und Anne	102
Roland Wolf	Der vermeintliche Dr. James	105
Roland Wolf und Daniel Neuhoff	Ein zweiter Leprakranker im Schweitzer-Spital	107

BEGEGNUNGEN

Werner Zager	„Miteinander für etwas leben“: Elly Heuss-Knapp und Albert Schweitzer	110
--------------	--	-----

ANKÜNDIGUNGEN/BESPRECHUNGEN

Raphael Zager, Werner Zager	Albert Schweitzer: Mythos und Wirklichkeit. Zur Rezeption in Vergangenheit und Gegenwart.	120
Alois Prinz	Albert Schweitzer. Radikal menschlich, korrigierte Ausgabe im Taschenbuch-Format	122
Matthieu Arnold:	Albert Schweitzer. Ein Leben für andere. Die Biographie	122
Gunther Ludwig	Genius Loci. Auf den Spuren von Albert und Helene Schweitzer in Königsfeld	123
Anne Katharina Farle	Presseschau 2025 – Zur medialen Resonanz Albert Schweitzers im Jubiläumsjahr	124

ANHANG	Autorenverzeichnis	128
	Zu den Rundbriefen	131
	Impressum	132

Einleitendes Vorwort

Ein außergewöhnliches Schweitzer-Jahr liegt hinter uns, in dem deutschlandweit in vielfältigen Veranstaltungen an den 150. Geburtstag Albert Schweitzers erinnert wurde. Wenn es für einige eine Wiederbegegnung mit Schweitzers Lebensleistung gewesen ist, so sind sicher andere Menschen durch die Vorträge, Konzerte und Berichte in den Medien zum ersten Mal in Kontakt mit dieser eindrucksvollen Persönlichkeit des vergangenen Jahrhunderts gekommen und konnten so erfahren, dass sein Wirken und sein Werk Spuren hinterlassen haben, die bis in die Gegenwart hineinreichen.

Wer sich auf die Spurensuche in der Vergangenheit begibt, kann immer wieder Interessantes entdecken wie persönliche Beziehungen zu Zeitgenossen oder Zusammenhänge seines ethischen Denkens mit dem vergangen oder zeitgenössischer Denker. Neben Anekdotischem wie Schweitzers Erfolg als Viehzüchter fördert die Spurensuche beispielsweise auch Überraschendes zutage. Wer hätte gedacht, dass Schweitzer, der ursprünglich als Missionar nach Afrika gehen wollte, sich von einem ärztlichen Mitarbeiter in Lambarene getrennt hat, weil dieser sich zu sehr als Missionar fühlte?

Einen breiten Raum nehmen wie immer die Beiträge über das Spital in Lambarene ein, wobei menschliche Schicksale im Mittelpunkt stehen: Patienten im Chirurgie-Pavillon mit ihren Krankengeschichten und ein neuer Leprakranker.

Über 150 Schulen in Deutschland tragen den Namen Albert Schweitzers. Die Auseinandersetzung mit dem Namensgeber im Unterricht bleibt der Öffentlichkeit zumeist verborgen. Aber gerne öffnen wir unseren Rundbrief für Beiträge aus der pädagogischen Praxis wie im geschilderten Fall einer Schulklasse, die einmal die KI (Künstliche Intelligenz) nach Helene Schweitzer befragte.

Sogar in Afrika gibt es eine Albert-Schweitzer-Schule, nicht, wie man denken könnte, in Gabun, sondern im ostafrikanischen Kenia. Sie wird von einem Verein in der Schweiz betrieben, den auch der DHV unterstützt.

Die Anzahl der Veröffentlichungen über Albert Schweitzer ist kaum zu überschauen, und immer wieder kommen neue dazu.

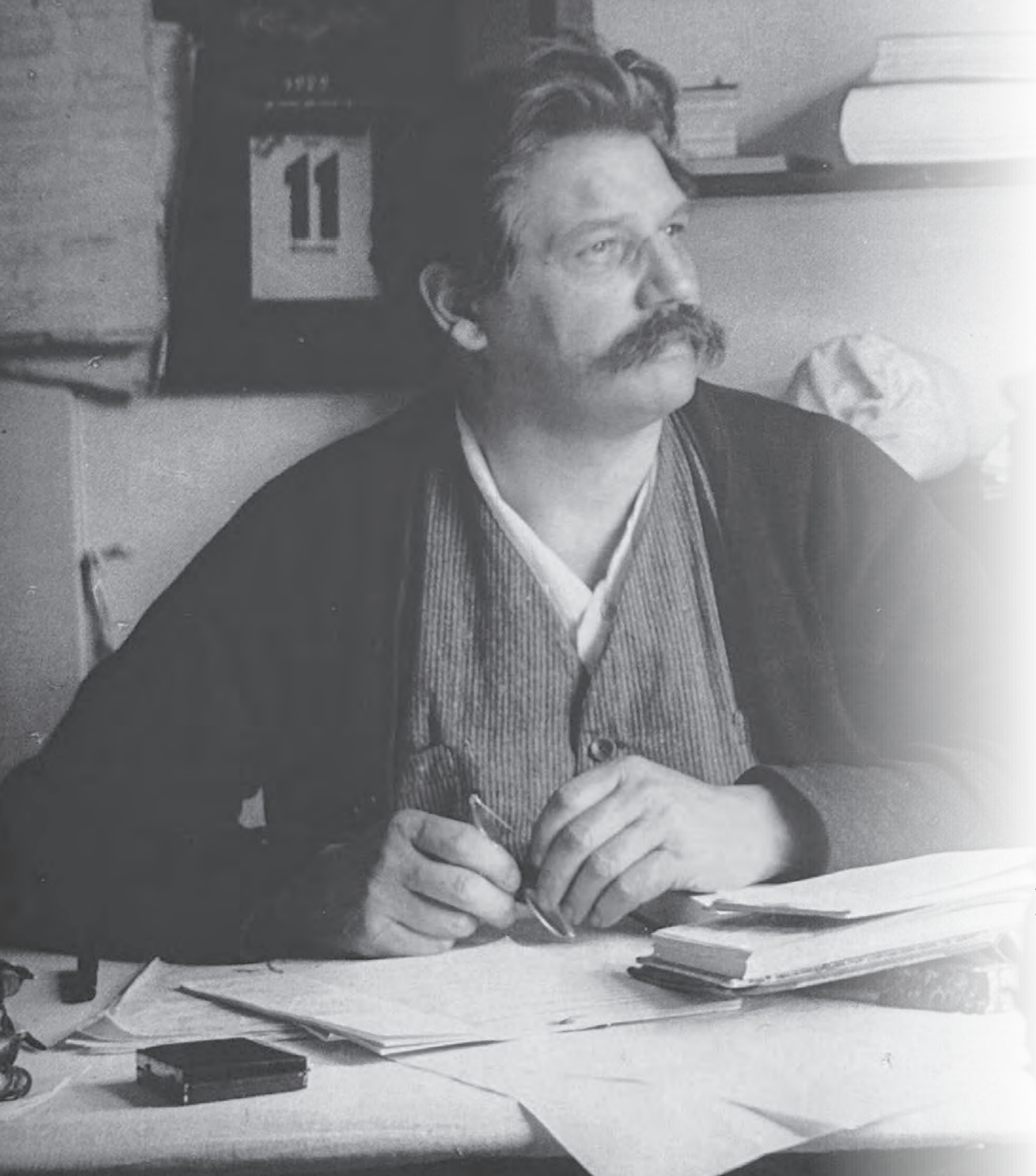
Jubiläumsjahre bieten für Autoren dazu verständlicherweise einen zusätzlichen Anreiz. Wir stellen einige dieser aktuellen Neuerscheinungen vor.

So bietet auch dieser Rundbrief allen Leserinnen und Lesern wieder Einblicke in Schweitzers vielfältiges Wirken.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Roland Wolf



*Horizonte:
Schweitzer im Dialog mit
Traditionen, Konfessionen
und Weltanschauungen*

Albert Schweitzer und die Geschichte des chinesischen Denkens

Seit Beginn seiner ärztlichen Tätigkeit in Lambarene im Jahr 1913 beanspruchten die damit verbundenen Aufgaben und Pflichten den Großteil von Albert Schweitzers Arbeitskraft und führten häufig zur Erschöpfung. Die verbleibende Zeit nutzte er zum Musizieren, das für ihn eine Quelle der Erbauung und der Weiterentwicklung seines Denkens war. Dieses richtete sich lebenslang vor allem auf Ethik und Kulturphilosophie und fand seinen Niederschlag in zahlreichen Schriften. Weniger bekannt ist, dass Albert Schweitzer zudem einen umfangreichen Fundus an Manuskripten hinterließ, der erst in den 1990er-Jahren unter dem Titel „Werke aus dem Nachlass“ schrittweise in zehn Bänden mit insgesamt über 6000 Seiten von einem Herausgeberkollektiv im C.H. Beck Verlag ediert wurde. Einer dieser Bände ist der Geschichte des chinesischen Denkens gewidmet. Im Vorwort dieses Bandes heißt es dazu:

Über Schweitzers Absicht, die vorliegende Studie herauszugeben oder zurückbehalten, liegen sich widersprechende Angaben vor. Am 24.4.1962 schrieb er an Gustav Woytt und Robert Minder:

„Irgendwo befindet sich ein großes Manuskript: die großen Denker Chinas, das ich als Gegenstück zu ‚die großen Denker Indiens‘ in den Jahren des Zweiten Weltkriegs geschrieben habe. Ich habe große Freude daran. Aber da ich nie dazu kommen werde, manchen Kapiteln ihre letzte Fassung zu geben, soll es nicht in die Welt ausgehen, sondern nur zu meiner Belehrung und Ergötzung geschrieben sein. Alle meine Manuskripte hätten ihre definitive Form erlangt, schon lange, wenn die Atomwaffensache nicht dazwischen gekommen wäre. Aber da fühlte ich die Pflicht, was ich an geistiger Autorität in der Welt besitze, für diesen Kampf zu gebrauchen, auf Grund meiner Überzeugung, dass es meine Pflicht sei, und auch weil ich weiß, dass Einstein auf mich zählte und sich darüber kurz vor seinem Tode in einem Brief an Freunde darüber äußerte.“

Im Gegensatz dazu schrieb er an früherer Stelle in einem Brief aus dem Jahr 1940, dass sein Buch über die chinesischen Denker fertig sei und nur noch eines Vorworts und weniger redaktioneller Arbeiten bedürfe. Aufgrund der bekannten Priorisierung seines humanitären Wirkens ist es letztlich dann erst zur posthumen Veröffentlichung des Werks gekommen. Die Motivlage zur Auseinandersetzung mit dem chinesischen Denken wird von den Editoren in der Einleitung passend zusammengefasst:

„Er wollte nichts Geringeres als eine Geschichte des Denkens der Menschheit erarbeiten, d. h. eine Übersicht darüber, was einige wichtige Religionen und Kulturen im Bereich der Ethik erreicht und wie sie dieses Erreichte begründet und weiter entwickelt haben. Aus solcher Übersicht sollte sein eigenes Denken und Bemühen um die Begründung der Ehrfurcht vor dem Leben herauswachsen, gemäß seiner Grundtendenz, das Wesen eines Problems nicht nur an sich, sondern auch aus der Art seiner Selbstentfaltung in der Geschichte begreifen zu wollen.“

In jedem Fall ist die Lektüre dieses Werkes – wie nahezu alles aus der Feder Albert Schweitzers – empfehlenswert und anregend. Der Text zeichnet sich durch eine klare, einfache Sprache aus, die sich wohltuend von vielen modernen wissenschaftlichen Arbeiten abhebt, bei denen die Lesbarkeit oft in den Hintergrund tritt. Schweitzer schrieb nicht primär als Fachwissenschaftler, hielt sich jedoch grundsätzlich an wissenschaftliche Maßstäbe. Sein Stil bleibt eigenständig: Immer wieder führt er auf grundlegende ethische Fragen zurück und verbindet diese mit eigenen Wertungen.

Daher kann das Werk selektiv erscheinen und gilt deshalb in der Sinologie nicht als Referenzwerk, was freilich auch nicht Schweitzers Intention war. Zugleich liegt darin aber auch eine Stärke: Schweitzer schreibt mit einer gewissen Freiheit vom akademischen Korsett, die dem Text eine besondere Zugänglichkeit und gedankliche Klarheit verleiht.

Die folgenden Ausführungen verstehen sich nicht als Zusammenfassung oder systematische Rezeption des Werkes. Ziel ist es vielmehr, auf Grundlage von Schweitzers Darstellung – ergänzt durch weitere Literatur – einige Facetten des Denkens des überragenden Konfuzius zu beleuchten. Im Mittelpunkt stehen dabei dessen ethische Vorstellungen. Nach einer kurzen

biographischen Einordnung werden einige Aspekte seines lebenspraktischen und politischen Denkens anhand von Zitaten und Kommentaren ausgebreitet. Anschließend wird die daraus hervorgegangene Tradition des Konfuzianismus und deren Bedeutung im heutigen China kurz diskutiert. Den Abschluss bildet ein vergleichender Blick auf die Persönlichkeiten von Konfuzius und Albert Schweitzer. Die meisten der Zitate stammen direkt oder indirekt aus dem Lun Yu, auf deutsch meist als „*Gespräche des Konfuzius*“ oder „*Analekten*“ bezeichnet, einer Sammlung von Aussprüchen und Dialogen, die von seinen Schülern und deren Nachfolgern vermutlich im Zeitraum vom 5. bis 3. Jahrhundert v. Chr. zusammengestellt und schriftlich fixiert wurden. In Abweichung von Schweitzer, der von „Kung-tse“ spricht, da er die von Jesuiten geprägte latinisierte Form „Konfuzius“ ablehnte, wird im vorliegenden Aufsatz mit Ausnahme bei Zitaten aus dem Werk Schweitzers die gebräuchliche Benennung „Konfuzius“ verwendet, nicht zuletzt deshalb, weil selbst das heutige offizielle China diese Namensform benutzt, etwa in den weltweit tätigen so genannten Konfuzius-Instituten.

Leben des Konfuzius

Konfuzius gilt als der bekannteste Denker der chinesischen Tradition. Er wurde um 551 v. Chr. im Staat Lu (im heutigen Shandong an der Ostküste Chinas) geboren und starb um 479 v. Chr. Seine Lebenszeit fällt damit in etwa mit der des Pythagoras (ca. 570–495 v. Chr.) zusammen; Sokrates (469–399 v. Chr.) war eine Generation jünger.

Sein Vater war der Überlieferung zufolge bereits bei seiner Geburt in hohem Alter und starb wenige Jahre später, sodass Konfuzius unter vergleichsweise einfachen Verhältnissen aufwuchs. Später übernahm er zeitweise kleinere politische Ämter im Staat Lu und strebte eine umfassendere Reform der Staatsführung an, blieb damit jedoch nur begrenzt erfolgreich. Einen wesentlichen Teil seines Lebens verbrachte er daher als Lehrer, der einen Kreis von Schülern um sich sammelte und seine Vorstellungen von Ordnung, Sitte und moralischer Selbstkultivierung vermittelte.

Neben Konfuzius gilt Laozi (Lao-tse) als der bekannteste antike Philosoph Chinas, dessen Denken stärker auf das Himmlische und übergeordnete Ordnungsprinzipien ausgerichtet ist. Konfuzius lebte lange vor Beginn der chinesischen Kaiserzeit (221 v. Chr.), gewann jedoch gerade in dieser später eine herausragende Bedeutung. Laut Karl Jaspers, zitiert von Gu (2002), war Konfuzius einer der vier weltweit maßgebenden Persönlichkeiten neben Sokrates, Buddha und Jesus. Seine Lehre wurde zur Grundlage staatlicher Ordnung und führte posthum zur Erbauung zahlreicher Konfuzius-Tempel, von denen noch heute Hunderte existieren. Der Begriff ‚Tempel‘ ist hier in Analogie zu dessen heute häufig verwendeter Form, etwa dem Konsumtempel, profan zu verstehen, denn „*Konfuzius war kein Religionsstifter, aber auch nicht nur ein Lehrer ethischen Verhaltens; seine Morallehren sind in der religiösen Idee begründet, dass rechtes Verhalten die Harmonie mit der ewigen Weltordnung, dem Tao des Himmels, erreichen kann*“ (Brockhaus 1970). Dieses Verhalten umfasst Tugenden wie Treue, Selbstlosigkeit, Menschlichkeit, Rechtschaffenheit, Angemessenheit, Weisheit und Aufrichtigkeit.

Das Bild des Edlen

Von diesen Tugenden ist es nicht mehr weit bis zum hohen Anspruch an sich selbst, den Konfuzius mit dem Edlen verbindet. Erwartbar mit großer Freude zitiert Schweitzer daher auch aus dem Lun Yu über das Bild des Edlen:

„Bei wem Form und Gehalt im Gleichgewicht sind, der erst ist ein Edler. Der Edle ist ohne Trauer und ohne Furcht. Der Edle bleibt fest in der Not. Der Edle befördert das Schöne der Menschen und befördert nicht das Unschöne der Menschen. Der Edle geht dem Streit aus dem Wege. Der Edle ist friedfertig, aber macht sich nicht gemein. Der Unedle macht sich gemein, aber ist nicht friedfertig. Der Edle ist stolz, aber nicht hochmütig. Der Gemeine ist hochmütig, aber nicht stolz. Der Edle ist beharrlich, aber nicht hartnäckig. Der Edle ist vollkommen, aber nicht engherzig. Der Gemeine ist engherzig, aber nicht vollkommen. Der Edle trauert um der Wahrheit willen, er trauert nicht um der Armut willen. Der Edle geht in seinem Denken nicht über seine Stellung hinaus. Der Edle schämt sich davor, dass seine Worte seine Taten übertreffen. Der Edle ist bewandert in der Pflicht, der Gemeine ist bewandert im

Gewinn. Der Edle stellt Anforderungen an sich selbst, der Gemeine stellt Anforderungen an die anderen. Die Pflicht als Grundlage, Anmut beim Handeln, Bescheidenheit in den Äußerungen, Treue in der Durchführung: wahrlich so ist ein Edler.“

Eine weitere Eigenschaft des Edlen beschreibt Gu (2002) wie folgt:

„Zu den wichtigsten Tugenden, die ein konfuzianischer Edler beherrschen sollte, gehört die Verlässlichkeit. Im Chinesischen setzt sich das entsprechende Zeichen aus den Komponenten Mensch und Wort zusammen. Die Vorstellung dahinter ist eindeutig: Ein Mensch ist nur dann vertrauenswürdig, wenn sein Wort und sein Handeln übereinstimmen. Für Konfuzius ist diese Verlässlichkeit nicht nur eine private Tugend, sondern eine politische Kategorie. Sie bildet die Grundlage der Freundschaft, aber auch der legitimen Herrschaft. In den Lun Yu (Analekten) betont er mehrfach, dass eine Regierung letztlich auf dem Vertrauen des Volkes beruhe. Wenn dieses Vertrauen verloren gehe, zerfalle auch die politische Ordnung.“

Ein Wortbruch wäre aus dieser Perspektive nicht nur ein moralisches Versagen, sondern auch ein politischer Fehler, weil er das Fundament der Herrschaft untergräbt. Demgegenüber formuliert Seneca (ca. 4 v. Chr.–65 n. Chr.) eine differenziertere Position. Für ihn galt ein Versprechen nicht absolut, sondern unter den Bedingungen, unter denen es gegeben wurde. Ändern sich diese wesentlich, kann auch die Verpflichtung entfallen – allerdings nicht aus bloßer Zweckmäßigkeit, sondern im Maßstab von Vernunft und moralischer Angemessenheit.

Die Spannung zwischen diesen beiden Positionen spürt man auch in der aktuellen Politik. Demokratische Systeme beruhen zwar formal auf Vertrauen und Glaubwürdigkeit, zugleich operieren politische Akteure unter sich verändernden Rahmenbedingungen. Wahlversprechen werden daher nicht selten relativiert oder aufgegeben, wenn sich politische Mehrheiten, wirtschaftliche Lagen oder internationale Konstellationen ändern. Kritiker werten dies als Wortbruch, während die politischen Akteure selbst auf veränderte Sachzwänge verweisen, was aber de facto nicht immer stimmt. Entsprechende Konflikte lassen sich in vielen Ländern beobachten, etwa wenn steuer- oder ausgabenpolitische Zusagen nach Regierungsübernahme nicht umgesetzt werden, wenn sicherheits- und rüstungspolitische Positionen angesichts geopolitischer

Veränderungen korrigiert werden oder wenn ambitionierte Ziele in der Umwelt- und Energiepolitik aus wirtschaftlichen Gründen abgeschwächt werden. Jedem wird wohl hier ein treffendes Beispiel einfallen.

Der Vorwurf des Wortbruchs nimmt deshalb eine zentrale Rolle in politischen Debatten ein und verweist auf ein grundlegendes Problem moderner Politik: Einerseits benötigen demokratische Systeme Verlässlichkeit und Vertrauen, andererseits erzwingt die Komplexität politischer Entscheidungsprozesse häufig Anpassungen und Kurswechsel.

Vor diesem Hintergrund wirkt die konfuzianische Forderung nach der Einheit von Wort und Tat wie ein normativer Maßstab, an dem politische Praxis immer wieder gemessen wird. Sie erinnert daran, dass politisches Handeln langfristig nur dann Legitimität behält, wenn Versprechen nicht beliebig werden. Gleichzeitig zeigt die römische Tradition, dass politische Verantwortung oft auch bedeutet, auf veränderte Umstände zu reagieren. Mit Blick auf die aktuelle politische Lage auch hier in Deutschland und Europa ergeben sich hieraus viele interessante gedankliche Assoziationen, z. B. ob, und wenn ja inwieweit, die heutigen auf Zeit gewählten politisch Verantwortlichen den Ansprüchen von Konfuzius entsprechen sollten, wie sie bei Schweitzer über Konfuzius beschrieben werden:

„Das erste, was vom Fürsten verlangt wird, ist, dass er die Eigenschaften besitzt, einem geistigen und sittlichen Einfluss auf das Volk auszuüben.“ „Wünscht der Herrscher das Gute, so ist das Volk gut“, heißt es im Lun Yu. Schweitzer weiter: „Durch die Kraft seines Wesens soll er das Volk leiten. Dann wird das Volk gewissenhaft. Regiert er durch Erlasse und Strafen, so bekommt das Volk einen schlechten Geist. Er soll sein wie Kaiser Schun, der das Reich allein dadurch in Ordnung hielt, dass er über sich selbst wachte.“

Mankönnte noch unerschöpflich aus Konfuzius' Überlegungen zu Regierung und Macht zitieren; besonders prägnant erscheint jedoch gerade in der heutigen Zeit das folgende Diktum aus dem Lun Yu:

„Konfuzius wollte, dass [sein Schüler] Qi-diao Kai ein öffentliches Amt übernimmt. Dieser entgegnete: ‚Das traue ich mir noch nicht zu.‘ Der Meister war über diese Antwort sehr erfreut.“

Das Lernen

Ein essenzieller Aspekt, der das Denken von Konfuzius beherrschte, war das lebenslange Lernen auch im Sinne einer permanenten Übung an sich selbst. Hierzu schreibt Schweitzer: *„Der Mensch, Kung-tse zufolge, hat unablässig an sich selber zu arbeiten und unablässig sich selber zu überwinden. Streng für die eigenen Fehler, sei er nachsichtig für die der anderen. Sieht er einen Würdigen, so sinne er darauf, wie er ihm gleich werde. Sieht er einen Unwürdigen, so sei ihm dies Anlaß, sich selber zu prüfen.“*

Im Lun Yu (1983) heißt es weiterhin: *„Der Edle hält Maß im Essen, strebt nicht nach Bequemlichkeit im Wohnen; er handelt klug und redet mit Bedacht. Er richtet sich an jenen aus, die den rechten Weg gehen. Von einem solchen Menschen kann man sagen, dass er danach strebt zu lernen.“*

Der Konfuzius-Biograph Gu (2002) kommt im Rahmen seiner Ausführungen zur Klugheit auf deren Erlernbarkeit zu sprechen und zitiert aus dem Lun Yu:

„Der Meister sprach: Zhong You, hast du von den sechs Schwächen der Lernfaulen gehört? You sagte: noch nicht. Der Meister sprach. Setze dich, ich sage es dir. Bloß die Mitmenschlichkeit zu lieben, ohne zu lernen – die Schwäche dabei: man bleibt dumm. Bloß das Wissen zu lieben, ohne zu lernen – die Schwäche dabei: man bleibt zügellos. Bloß die Zuverlässigkeit zu lieben, ohne zu lernen – die Schwäche dabei: man bleibt rücksichtslos. Bloß die Geradlinigkeit zu lieben, ohne zu lernen – die Schwäche dabei: man wird jähzornig. Bloß die Tapferkeit zu leben, ohne zu lernen – die Schwäche dabei: man wird widerspenstig. Bloß Willensstärke zu lieben, ohne zu lernen – die Schwäche dabei: man wird verwegen.“

Diese Gedanken von Konfuzius kommentiert Gu (2002) wie folgt:

„Dass Konfuzius das Lernen als eine eigenständige aktive Aneignung und eine reflexive Tätigkeit betrachtet, die ein bloßes Auswendiglernen ausschließt, ist eng verbunden mit seiner Idee der Einheit von Lernen und Denken. Wissen zu erwerben, ohne über das Erlernte nachzudenken, so Konfuzius, bringt nichts; nur nachzudenken, ohne zu lernen, führt zur Verwirrung.“

Aus den folgenden Zitaten aus dem Werk Schweitzers wird dessen bekannte Neigung erkennbar, das Denken anderer mit dem Seinen zu vergleichen und zu analysieren:

„Überaus treffend drückt einer seiner Schüler das Wesen der Ethik Kung-Tses in dem Worte aus: unsers Meisters Lehre ist Treue gegen sich selbst und Gütigkeit gegen andere.“ Hierzu bemerkt Schweitzer direkt anschließend:

„Das, was wir unter Menschenliebe verstehen, findet sich also nicht bei Kung-tse. Immer handelt es sich bei ihm doch nur um gütige Rücksichtnahme auf den Nebenmenschen, die, soweit sie auch geht, keine Opfer verlangt. Kung-tse's Rücksichtnahme erstreckt sich auch auf die Tiere. Der Meister, heißt es von ihm, fing Fische mit der Angel, aber nie mit dem Netz; er schoss Vögel, aber nie, wenn sie im Nest saßen [...] Groß ist die Ethik Kung-Tses darin, dass sie es wagt, auf sich selbst gestellt zu sein und sich auf nichts anderes als darauf, dass sie notwendig und wahr ist, beruft. Groß ist sie auch durch ihre Gediegenheit. Wohl geht sie nicht auf die letzten Probleme der Sittlichkeit ein und stellt nicht die höchsten Forderungen. Aber was sie fordert, ist viel, und sie fordert es in der rechten Weise. Sie leitet den Menschen an, sich in eigenem Nachdenken von dem Sittlichen Rechenschaft zu geben. Sie hält ihn an, sich mit größter Gewissenhaftigkeit an das, was er als sittlich erkennt zu halten. Keine andere Ethik ist so natürlich und so tief und innerlich zugleich wie die Kung-tse's. Keine andere ist wie sie dem Ideal edlen Menschentums und wahrer Kultur ergeben.“

Schweitzer weist abschließend auf eine aus seiner Sicht Unzulänglichkeit des Denkens von Konfuzius mit Hinblick auf soziale Folgen hin:

„So kommt es, dass in China nichts zur Lösung der sozialen Probleme unternommen worden ist. Das größte Versäumnis ist, dass man der Ausbeutung der das Land bearbeitenden Bevölkerung durch die Besitzer des Bodens, denen sie zinspflichtig ist, kein Ende zu machen suchte. Dass die in der ungelösten Agrarfrage begründete und durch die Zunahme der Bevölkerung immer größer werdende Verelendung der Massen einfach hingenommen wurde, bedeutet das tragische Versagen der Ethik Kung-tse's, das in ihrem Wesen gegeben ist.“

Gewiss könnte man hier die Gegenkritik äußern, dass diesem Urteil die historische Einordnung fehle.

Als historische Gestalt ist Konfuzius zunächst nur über die ihm zugeschriebenen Lehrgespräche und späteren Überlieferungen greifbar. Seine eigentliche Wirkung entfaltet sich jedoch erst posthum: Aus der Rezeption, Kommentierung und Institutionalisierung seiner Lehren entsteht über Jahrhunderte hinweg der Konfuzianismus.

Konfuzianismus im heutigen China

Der Konfuzianismus ist ein seit der Antike wirksames ethisch-soziales Ordnungssystem, das weniger auf Transzendenz als auf die Gestaltung des diesseitigen Zusammenlebens zielt. Im Zentrum stehen Bildung, soziale Rollen, Hierarchie, familiäre Bindungen und die Einbettung des Individuums in bestehende Ordnungen. Historisch war er eng mit staatlichen Strukturen verknüpft, insbesondere durch das kaiserliche Prüfungssystem, das über Jahrhunderte den Zugang zu Verwaltungsämtern regelte. Dieses wurde Anfang des 20. Jahrhunderts abgeschafft; an seine Stelle ist heute ein modernes, formal leistungsorientiertes Auswahlverfahren für den Staatsdienst getreten, wobei für höhere Positionen die Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei eine zentrale Rolle spielt.

Für das heutige China ist jedoch entscheidend, dass Konfuzianismus nicht mehr als geschlossenes System fortbesteht, sondern in vielfältiger Weise neu interpretiert und funktionalisiert wird. Die Forschung betont, dass zwischen Konfuzianismus als moralischer Wertequelle und als gesellschaftlicher Struktur zu unterscheiden ist – wobei Letztere in der Moderne weitgehend verschwunden ist, während Erstere weiterhin wirksam bleibt. Gleichzeitig existiert keine einheitliche „*konfuzianische Theorie*“, sondern eine Vielzahl teils konkurrierender Ansätze, die versuchen, konfuzianische Elemente mit modernen Konzepten wie Demokratie, Rechtsstaatlichkeit oder nationaler Identität zu verbinden. In politischen Debatten reicht das Spektrum von der Idee eines konfuzianisch geprägten Staates bis hin zu moderateren Positionen, die Konfuzianismus eher als kulturelle Ressource für gesellschaftlichen Zusammenhalt verstehen. Zugleich wird kritisch hervorgehoben, dass die sozialen Voraussetzungen des historischen Konfuzianismus –

Agrargesellschaft, Monarchie und einheitliche Bildungsordnung – in der modernen, industrialisierten Gesellschaft nicht mehr bestehen.

Im heutigen China zeigt sich ein möglicher Einfluss konfuzianischer Traditionen weniger in institutioneller Form als vielmehr in verbreiteten Bildungs- und Leistungsvorstellungen. Die hohe Wertschätzung von Disziplin, Ausdauer und präzisiertem Lernen wird häufig hervorgehoben und zeigt sich etwa im intensiven Erlernen klassischer Musikinstrumente und kann als Ausdruck einer kulturell verankerten Bildungsorientierung verstanden werden, die individuelle Leistungsfähigkeit systematisch fördert, ohne notwendigerweise auf kreative Abweichung ausgerichtet zu sein. Gleichzeitig ist festzuhalten, dass China heute in zentralen Technologiefeldern zur Weltspitze zählt, etwa in der Künstlichen Intelligenz, der 5G-Telekommunikation, der Elektromobilität und den erneuerbaren Energien. Diese Entwicklung zeigt, dass konfuzianische Prägungen keine grundsätzliche Innovationsschwäche bedingen. Vielmehr deutet sich an, dass der Konfuzianismus vor allem auf individuelle Disziplin und Persönlichkeitsentwicklung wirkt, während gesellschaftliche Innovationsprozesse maßgeblich durch institutionelle und politische Rahmenbedingungen bestimmt werden. Hier ist eine eindeutige Parallele zu Albert Schweitzer zu erkennen, dessen Denken und Handeln auf die Entwicklung der ethischen Persönlichkeit gerichtet war, die dann in der Gesellschaft wirken soll.

Konfuzius und Albert Schweitzer

Beide stehen für einen ungewöhnlich hohen Anspruch an die eigene Lebensführung. Wahrhaftigkeit, moralische Konsequenz und die Einheit von Wort und Tat sind zentrale Leitlinien. Ihr Denken ist auf das Gute gerichtet, nicht spekulativ, sondern praktisch. Zugleich verbinden sie intellektuelle Tiefe mit einer klaren Orientierung an gelebter Ethik.

Bei Schweitzer tritt zusätzlich ein ausgeprägter Freiheitsgedanke hervor. Ethisches Handeln ist bei ihm nicht primär in soziale Rollen eingebunden, sondern Ergebnis einer individuellen, verantwortlichen Entscheidung. Diese Freiheit ist keine Beliebigkeit, sondern bindet sich an die Einsicht in die „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ und verlangt persönliche Konsequenz.

Der Unterschied zeigt sich damit deutlich im Ansatz: Konfuzius denkt Ethik stärker vom Gefüge sozialer Beziehungen und Ordnungen her. Schweitzer hingegen richtet die Perspektive auf das Individuum, das aus innerer Freiheit heraus zur Tat verpflichtet ist. Seine Ethik ist unmittelbarer, weniger institutionell gerahmt und stärker auf die konkrete Handlung zugespitzt.

Abschließend lässt sich festhalten, dass Schweitzer in seinem Denken und Handeln Tugenden verkörpert, die auch im Konfuzianismus zentral sind – etwa Treue, Selbstlosigkeit und Menschlichkeit. Dies mag erklären, weshalb er sich dem chinesischen Denken mit besonderer Aufmerksamkeit zuwandte und seine Studie über China – wie bereits eingangs erwähnt – mit großer Freude sowie *„zu seiner Belehrung und Ergötzung“* verfasste.

Literatur

Brockhaus Enzyklopädie in zwanzig Bänden, Bd. 10, Wiesbaden 1970.

Xuewu Gu, Konfuzius zur Einführung. Hamburg 2002.

Konfuzius, Gespräche (Lun Yu). Frankfurt 1983.

Albert Schweitzer, Geschichte des chinesischen Denkens. München 2002.



Nach dem Gottesdienst

Albert Schweitzer und der Katholizismus. Protestantische Freiheit und ökumenischer Geist

gekürzt erschienen in „Musica Sacra“, 4/2025, S. 200ff.

Herkunft und Elsass

Albert Schweitzer ist im Elsass verwurzelt und entstammt einer elsässischen Pfarrerrfamilie mit liberaler protestantischer Tradition. Er selbst war ab 1898/99 Lehrvikar, ab 1900 als promovierter Theologe ordniertes Vikar an der evangelischen St. Nicolaikirche in Straßburg, unterrichtete als habilitierter Theologe von 1902–1912 Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität dort und leitete als Direktor das Evangelische Studienstift St. Thomas von 1903–1906. Zeit seines Lebens hielt er der Protestantischen Kirche Augsburger Bekenntnisses von Elsass und Lothringen die Treue. Noch heute nimmt diese, geschichtlich bedingt, mit staatlich bezuschusster Pfarrbesoldung eine Sonderstellung im seit 1905 laizistischen Frankreich ein. (Ebenso wie das Thomasstift bis heute das einzige lutherische Stift in Frankreich ist). Nachdem das seit 1871 deutsche Elsass nach dem 1. Weltkrieg wieder französisch geworden war, ließ Frankreich die deutschen Satzungen bezüglich der Religionsgemeinschaften unangetastet.

Als Arzt ließ Schweitzer sich von der Evangelischen Pariser Missionsgesellschaft nach Äquatorialafrika (heute Gabun) entsenden.

Die Ausstrahlung Schweitzers erweckt vielleicht den Eindruck, das Elsass sei überwiegend protestantisch und er habe ganz im evangelischen Milieu gelebt. Es ist aber genau umgekehrt: 70 % Katholiken, 17 % Protestanten. Und er bekannte: „dass ich zeitlebens viel in katholischen Kreisen gelebt habe und viele katholische Freunde habe. [...] Ich kenne die ganze

apologetische Literatur durch Lektüre und den Umgang mit katholischen Persönlichkeiten, die sich mit Bekehrung abgeben.“¹

Sein Vater leitete im katholischen Kaysersberg, wo Schweitzer 1875 geboren wurde, eine evangelische Diasporagemeinde. In Günsbach, wo er aufwuchs, wirkte sein Vater von 1875 bis 1925 als Pfarrer in einem Dorf von knapp 1000 Einwohnern, davon 75 % Protestanten.

Viele Kirchen im Elsass wurden und werden zum Teil noch als Simultankirchen von Protestanten und Katholiken gleichzeitig genutzt, so auch die Kirche in Günsbach. Dies geht auf eine Verordnung Ludwigs XIV. von 1684 zurück, der nach seiner Annexion des Elsass zur Demütigung der dortigen Protestanten verfügte, dass in protestantischen Gemeinden mit mindestens sieben katholischen Familien der Chorraum den Katholiken überlassen werden musste.

Der Kirchenraum

Früh schon besuchte Schweitzer die Gottesdienste seines Vaters und berichtete Überraschendes:

„Aus den Gottesdiensten, an denen ich als Kind teilnahm, habe ich den Sinn für das Feierliche und das Bedürfnis nach Stille und Sammlung mit ins Leben genommen, ohne die ich mir mein Dasein nicht denken kann. [...] Der katholische Chor, in den ich hineinschaute, war für meine kindliche Phantasie der Inbegriff der Herrlichkeit. Ein goldfarbener angestrichener Altar mit mächtigen Sträußen künstlicher Blumen darauf; große metallene Leuchter mit majestätischen Kerzen; an der Wand, über dem Altar, zwischen den beiden Fenstern, zwei große goldfarbene Statuen, die für mich Joseph und die Jungfrau Maria bedeuteten; dies alles umflutet von dem Lichte, das durch die Chorfenster kam; und durch die Chorfenster hindurch schaute man auf Blumen, Dächer, Wolken und Himmel hinaus, auf Welt, die den Chor in der Kirche in die unendliche Ferne fortsetzte und mit dem Schein der Verklärung umflossen war. So wanderte mein Blick aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit. Stille und Frieden überkamen meine Seele.“²

Hier wurde Schweitzers Frömmigkeit bereits grundgelegt – avant la lettre.

Marienkult

Es sei ein ergänzender Blick auf Schweitzers Wertschätzung der Heiligen Familie erlaubt. Bereits als 23-Jähriger sagte er in einer Predigt in Günsbach am 26. Dezember 1898:

„Ihr wisst, dass die katholische Kirche die Mutter Jesu und Joseph selig gesprochen, indem sie ihre Kindheit mit Sagen und Legenden ausgeschmückt hat und sie weit über die Menschen erhebt, ihnen fast göttliche Ehre erweist. Wir Protestanten können dies natürlich nicht annehmen. Dafür verfallen wir aber oft ins Gegenteil, dass wir die Mutter Jesu und Joseph gar nicht beachten oder gar verspotten. Und doch, wenn wir gesehen, welch einen nachhaltigen Einfluss die glückliche Kindheit, die Jesus bei ihnen verlebt hat, auf sein ganzes Leben ausgeübt hat, dann werden wir auch für seine Eltern Ehrfurcht, Achtung und Liebe empfinden, dass sie dem Kinde auf den schweren Weg eine so herrliche Gabe mitgeben konnten. So bleiben sie, was sie waren, einfache und treue Leute und stehen in unsern Augen doch höher, als wenn sie tausendmal heilig gesprochen wären.“³

Genau auf den Tag elf Jahre später, am 26. Dezember 1909, hielt Schweitzer in St. Nicolai in Straßburg eine ganze Predigt über Maria und begann mit der Marienstatue im Chorraum von Günsbach:

„[...] Wenn ich an meinem Platz saß, gehörte mein erster Blick ihr. Ich dachte mir, es könnte auf der Welt nichts Schöneres geben, und litt förmlich darunter, dass diese Statue nicht uns Protestanten gehöre.

In dem Muttergottesdienste liegt eine große Poesie. Wenn man die Madonnenbilder der alten Zeit betrachtet, erhält man eine Ahnung davon, wieviel lautere und schöne Frömmigkeit sich in der Verehrung der Mutter Gottes aussprach. Die Reformatoren haben damit gebrochen und sind zur nüchternen Religion zurückgekehrt. Und wer katholische Lande und Gesellschaft kennt, muss ihnen recht geben; denn er sieht dort, dass der Muttergottesdienst wie eine schöne, blühende Wicke ist, die das ganze Feld überwuchert und nichts anderes mehr wachsen lässt.“⁴

Damit sind wir bei der Kritik Schweitzers am Marienkult:

„In der Geschichte des christlichen Glaubens kann man es daher genau verfolgen, wie dieser Gedanke immer stärker hervortritt, wie

der Glaube an Maria neben dem Glauben an den Heiland immer mehr aufkommt, wie ihr Feste gefeiert werden und sie zuletzt zur Himmelskönigin erhoben wird, die neben Gott und Christus herrscht, ja mehr vermag als der Heiland selbst. Sie nimmt die Gebete auf und bringt sie vor Gott.“⁵

Kirchentypus und Gottesdienst

Zurück zur simultanen Nutzung der Kirche in Günsbach:

„Mit diesen Jugenderinnerungen hängt es zusammen, dass ich den Bemühungen um einen protestantischen Kirchentypus kein Verständnis entgegenbringe. Wenn ich Kirchen sehe, in denen moderne Architekten das Ideal der ‚Predigtkirche‘ verwirklichen wollten, wird mir weh ums Herz. Eine Kirche ist viel mehr als ein Raum, in dem man eine Predigt anhört. Sie ist ein Ort der Andacht. An sich, als Raum, muss sie zur Andacht anhalten. Das kann sie aber nicht, wenn der Blick ringsum auf Mauern aufprallt. Das Auge bedarf stimmungsvoller Ferne, in der das äußerliche Schauen sich zum innerlichen wandelt. Der Chor ist also nicht etwas Katholisches, sondern er gehört zum Wesen der Kirche überhaupt. Ist der protestantische Gottesdienst naturgemäß nüchtern, so darf es der kirchliche Raum nicht auch noch sein. Er muss den Gottesdienst ergänzen und mit Wort, Gesang und Gebet der Seele zum Erlebnis werden.“⁶

Bereits in der Morgenpredigt vom 4. August 1901 in St. Nicolai in Straßburg äußerte sich Schweitzer für einen Protestanten ungewöhnlich:

„Darum kommen wir auch am Sonntag, dem ersten Tag der Woche, zusammen, um hier im Gotteshaus miteinander den Frieden Gottes zu erleben, hier in der Kirche, wo der Lärm der Straßen und das Licht des Tages nur gedämpft hereindringen, wo Glockenton die Seele herläutet und geweihter Orgelklang sie nach oben führt. Hier entsündigen wir uns in gemeinsamem Gebet, hier danken wir in gemeinsamem Gesang. [...] Das ist dann wahrer Gottesdienst – nicht was ihr hört, sondern was ihr selbst in eurem Herzen erlebt.“⁷

Auch die folgende Äußerung in der Predigt vom 7. Dezember 1902 scheint näher am katholischen als dem protestantischen Verständnis zu sein:

„[...] lehrt es euren Kindern, dass man in dem Augenblick, wo man das Gotteshaus betritt, bei welcher Gelegenheit es auch sei, unser Gebaren erkennen lasse, dass für uns hier heilige Stätte ist! [...] Die Straßburger, wenn sie vom Kirchgehen reden, sagen: Ich gehe den und den Pfarrer hören. [...] Wozu hat es geführt? Dass die Leute nicht mehr wissen, dass sie um des lieben Gottes willen in die Kirche kommen und nicht um eines Predigers willen!“⁸

Den Katholiken ist der Kirchenraum deshalb heilig, weil das zum Leib Christi gewandelte Brot im Tabernakel gegenwärtig ist. Und die Individualität des Priesters soll ganz hinter seinem Messgewand und seiner liturgischen Funktion verschwinden, also nicht das Wichtigste sein.

Ganz nahe an die katholische Sonntagspflicht kommt auch Schweitzers Betonung des sonntäglichen Kirchgangs: Christentum ist für ihn nicht, „so einige Sätze für wahr zu halten, ihnen zuzustimmen, aber Christentum ist inneres Leben! Und dieses Leben entwickelt sich nur, wenn man allsonntäglich aufs Neue in der christlichen Gemeinde sich versammelt und allsonntäglich Gottes Wort hört.“⁹

Musik

Schweitzer schrieb von sich: „Halten Sie mich nicht für einen Schwärmer. Ich bin ein furchtbar nüchterner und kühler Mensch.“¹⁰ Ja und nein, wie wir sehen werden.

Wir hörten gerade, dass er dennoch einer gemütvollen Nahrung für seine Seele bedurfte. Er schwärmte für den katholischen Chor in der evangelischen Pfarrkirche in Günsbach so, dass man sogar den nicht erwähnten Weihrauch zu vernehmen meint. Diesem begegnen wir dann in einer Zeitungskritik¹¹ zu einem seiner Orgelkonzerte, wo seinem Spiel „Weihrauchstimmung“ bescheinigt wird. Gottesdienst ohne Predigt, Feierlichkeit, Erhabenheit, Weihe, Würde sind die nicht gerade protestantischen Attribute, die sein Spiel charakterisieren. Auch hier geht sein Blick „aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit“, das Kirchenschiff wird zum Symbol des unendlichen Raumes der Ewigkeit, hier hält seine Seele innigste Zwiesprache mit sich selbst und ihrem Gott, während mancher, oft „vermarktete“ Spitzenvirtuose vielleicht nur noch in der Anerkennung seiner immer höher geschraubten (oft maschinell

perfektionierten) Leistung eine Art von Entschädigung findet statt echte Befriedigung. Sie haben die Stücke in der Tasche, nicht im Herzen, wie Arthur Rubinstein einmal sagte.

Wer Schweitzers Orgelspiel nicht sub specie aeternitatis (unter dem Blickwinkel der Ewigkeit) hört und erlebt, wird die Größe, Ruhe, Schlichtheit und vor allem die Beseeltheit, Wärme, tiefe Innerlichkeit und Abgeklärtheit seines Spiels nicht erfassen. Orgelspielen heißt für Schweitzer, „einen mit dem Schauen der Ewigkeit erfüllten Willen manifestieren“, wie es sein Lehrer und Freund Charles-Marie Widor ausdrückte.¹²

Auch für die gewaltige Missa h-moll BWV 232, eine katholische Messe in Latein des Lutheraners Bach, zeigte Schweitzer liturgisches Verständnis und Kenntnis der Abfolge der Messteile:

„Auf die richtige Gruppierung der Nummern der h-moll-Messe sei hier ein solches Gewicht gelegt, weil sie für die Wirkung von großer Bedeutung ist und das liturgische Bewusstsein mancher modernen Dirigenten nicht mehr so entwickelt ist, dass es sie vor falschen, willkürlichen Pausen bewahrt.“¹³

Theologie

Kommen wir zur Theologie Schweitzers, für die er das Pauluswort „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“¹⁴ als Motto in Anspruch nahm, „dieses tiefste Wort des großen Mystikers Paulus ist das Fundament des Protestantismus“.¹⁵ Hier zeigt sich neben dem Gefühlsmenschen, den wir eben kennenlernten, ein radikaler Rationalist, für dessen Denken aber immer Besinnen und Überlegen, Vernunft und Gemüt zusammengehörten:

„Sie [die Vernunft] ist nicht dürrer Verstand, der die vielfältigen Regungen unseres Seelenlebens nicht aufkommen lässt, sondern der Inbegriff aller Funktionen unseres Geistes in ihrem lebendigen und harmonischen Zusammenwirken.“¹⁶

Seine neoliberale Theologie steht in krassem Gegensatz zum Lehrgebäude der katholischen Kirche. Das kann hier nur grob skizziert und muss doch deutlich herausgearbeitet werden.

Letzteres besagt, dass die christliche Religion nach katholischer Lehre keine erfundene oder erdichtete ist, sondern eine, in der sich Gott selbst in Jesus Christus offenbart, eindeutig bezeugt durch die Schriften. Somit auch nicht nur subjektive Privatsache,

sondern rechtmäßig ausgelegt nur durch die Tradition, die Konzilien und das Lehramt der Kirche. Diese wiederum sind übernatürlich vom Heiligen Geist inspiriert und somit legitimiert.

Schweitzer dagegen: „Unter den Schlagworten unserer Zeit ist mir keines lieber als ‚Religion ist Privatsache‘.“¹⁷

Die dogmatischen Festlegungen sollen keine Gängelei der Gläubigen sein, sondern eher eine Hilfe als „Gangway“ zum Heil – „eine Autobahn in den Himmel“, wie der am 7. September 2025 heiliggesprochene Carlo Acutis sagte. Schweitzer gestand dies zu: Wenn ein Mensch „das Bedürfnis empfindet sich unter eine absolute religiöse Autorität zu stellen, kann er darin Befriedigung finden, aber er gibt damit etwas Elementares und Köstliches preis: die religiöse Freiheit, das Sein in Gott durch den Geist.“¹⁸

Der Wesensunterschied des Protestantismus zum Katholizismus lag für ihn darin,

„dass er eine Kirche ist, die nicht kirchgläubig, sondern christgläubig ist. Dadurch ist ihm verliehen und aufgegeben, durchaus wahrhaftig zu sein. Hört er auf, unerschrockenes Wahrhaftigkeitsbedürfnis zu besitzen, ist er nur noch ein Schatten seiner selbst und damit untauglich, der christlichen Religion und der Welt das zu sein, wozu er berufen ist.“¹⁹

Auch in der katholischen Lehre sollen Glaube und Vernunft zusammenwirken wie die zwei Flügel eines Vogels, um sich zur Erkenntnis der Wahrheit aufzuschwingen (so Papst Johannes Paul II. in der Enzyklika „Fides et ratio“ von 1998). Der Gebrauch der Vernunft bedeutet hier hauptsächlich, das Lehrgebäude so geschlossen und logisch auszubauen, dass es nicht mit der Bibel und sich selbst in Widerspruch gerät.

Es ist hier wie in der Mathematik: Es kommt auf die Axiome an, die vor allem Denken als Voraussetzung festgelegt werden. Auf verschiedenen Axiomen lassen sich dann systematisch verschiedene, völlig in sich logische Konstruktionen durch Denken errichten. Das ist es aber nicht, was Schweitzer unter „Denken“ verstand – das nannte er „dürren Verstand“ (siehe weiter oben).

Für Schweitzer ist Religion nicht etwas, das das Denken ersetzt, sondern es in aller Offenheit voraussetzt, bedingungslos, ohne dogmatische Vorgaben und Anspruch auf Geschlossenheit. Er forderte es von jedem Einzelnen ohne Absicherung durch

Lehrsätze:

„Kein Christ darf etwas ungeprüft als Glauben annehmen. Nicht der Unglaube ist der gefährlichste Feind des Christentums, sondern die Gedankenlosigkeit, die da wähnt, wir müssen nun etwas, weil es im Glaubensbekenntnis überliefert ist, einfach annehmen.“²⁰

„Wo wirklich Geist ist, da gibt es keine Beruhigung bei einer überlieferten Lehre.“²¹

Schweitzer verlegte diese Offenbarung des Glaubens ins Herz des Einzelnen – ganz im Sinne des 1653 zum Katholizismus konvertierten Angelus Silesius – Johannes Scheffler (1624–1677)²²:

„Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du bleibst noch ewiglich verloren.“

Schweitzer: „Nicht nur auf die historische, sondern zugleich auf die ihr entsprechende und sie fortwährend bestätigende innerliche Offenbarung muss es [das Christentum] sich berufen.“²³

In der Morgenpredigt am 14. April 1907 in St. Nicolai in Straßburg bestätigte Schweitzer: „Nur was du selber denkst und empfindest, ist deine Religion.“²⁴

Auch beim Predigthören war für Schweitzer nicht das wörtliche Verstehen des Gesagten, sondern das, was dadurch ausgelöst wird, die Resonanz, das Entscheidende:

„Die Predigt ist eine Melodie, die in einer Seele eine neue Melodie weckt, die nun selbständig erklingt. Was du für dich denkst bei der Predigt, was du in deinem Inneren dir selbst predigst, das ist die Hauptsache.“²⁵

Dies führt zu einem subjektiven Erleben des Religiösen ohne gesicherte „Gangway zum Heil“ im Gegensatz zu einem von Dogmen „objektiv“ abgesicherten Weg. Hier wird dem Einzelnen etwas zugetraut an riskanter Freiheit – individuell –, während die katholische Lehre ihren Gläubigen mehr zumutet an sichern der dogmatischer Eingrenzung mit weniger Risiko (aber auch weniger Freiheit) und zugleich den Sakramenten mit „übernatürlicher“ Wirkung als helfendem „Heilmittel“ – institutionell (das ist’s, was Luther „Werkelei“ nennt, denn nach ihm wird der Mensch „sola gratia“, allein durch Gnade gerecht vor Gott – von den sieben katholischen Sakramenten ließ er nur zwei übrig).

Doch aus katholischer Sicht kommt bei Schweitzer (und

anderen Liberalen) nur eine „selbstgebastelte“ – und keine offenbarte – Religion und ebensolches Gottesbild heraus, die auf fragwürdige Pfade abseits des geöffneten Heilsweges führen, den die Kirche – und sie allein – hütet und verwaltet in Lehre und Sakramenten, um die Gläubigen vor Abwegen zu bewahren.

Aber Schweitzer entfernte sich noch viel weiter von diesem Weg. Bei dem Neutestamentler Werner Zager, Mitherausgeber der Werke Schweitzers aus dem Nachlass, lesen wir: „Indem Schweitzer bei seinem Verständnis des Todes Jesu konsequent auf die Sühnevorstellung verzichtet, erweist er sich als liberaler Theologe, für den es kein Zurück hinter die Aufklärung geben kann.“²⁶

Konnte doch Schweitzer zufolge Jesus seinen Tod nicht als Sühnopfer ansehen, da er das aus Gottes Barmherzigkeit ohne weiteres kommende Verzeihen gepredigt habe. Die Sühnopfervorstellung ist historisch nur deutbar aus der jüdischen Opferpraxis im Tempel von Jerusalem.

Schweitzer verstand den Begriff „Sühne“ immanent statt transzendent:

„Zuletzt ist alles, was wir den Völkern der Kolonien Gutes erweisen, nicht Wohltat, sondern Sühne für das viele Leid, das wir Weiße von dem Tage an, da unsere Schiffe den Weg zu ihnen fanden, über sie gebracht haben.“²⁷

Sühne ist Wiedergutmachung für die Vergehen anderer, Buße für die eigenen.

Sein Christentum verschmilzt in Wort und Tat völlig mit seiner Humanität, so wie der Theologe mit dem Philosophen und sein Begriff des Reiches Gottes mit seinem Kulturstaat.

Ganz in der Tradition der Aufklärung stehend, ließ Schweitzer alles „Übernatürliche“ als außerhalb der Ratio liegend dahingestellt sein, da für ihn die Ethik der Kern alles Religiösen war: „Die Entwicklung zu einer immer vollkommeneren Gemeinschaft von religiösen und sittlichen Menschen ist die einzige Bestimmung der Kirche.“²⁸

Das Übernatürliche spielt aber im katholischen Denken eine große Rolle, von der übernatürlich bis in alle Ewigkeit garantierten „Kirche als Leib bzw. Braut Christi“, die angeblich „nicht von Fleisch und Blut“ regiert wird, über Marienerscheinungen,

die Heiligenanrufungen und Gebetserhörungen bis hin zur Priesterweihe und der Realpräsenz bei der Eucharistie und vielem mehr.

Die Kirche war für Schweitzer eher historischen als göttlichen Ursprungs: „Jesus hat nie daran gedacht, eine neue Religion zu stiften. Dies war für ihn schon dadurch ausgeschlossen, dass er das Weltende in unmittelbarer Nähe glaubte. Es waren geschichtliche Ereignisse, die es mit sich gebracht haben, dass von den Gläubigen, die seine Erwartung teilten, eine neue Religion ausging und in der Verbindung mit der Religiosität und dem Vorstellungsmaterial des Spätgriechentums zu einer Weltreligion wurde.“²⁹

Weitere Zitate Schweitzers:

Zum Grab Christi, das die Frauen am Ostermorgen leer fanden: „Wann und durch wen er [Jesus] aus ihm entfernt worden war, wird sich nie feststellen lassen.“³⁰

Zur Auferstehung Jesu:

„Jesus lebt für mich weiter, nicht weil berichtet wird, er sei auferstanden, was für uns unfassbar ist, und wo wir nach unsern Anschauungen nicht annehmen können, dass es sich so verhielt, sondern weil ich weiß, dass sein Geist sich in vielen Menschen lebendig erwies, und ich selber fühle, wie er bei mir zum Leben gelangen will.“³¹

Zur Trinität:

„[...] wenn der Herr Jesus gemeint hätte, dass es ganz darauf ankommt, wie wir es uns vorstellen können, wie diese Drei eine Einheit bilden, hätte er es uns gelehrt. Er hat es aber nicht. Doch glaube ich nicht, dass eine Lehre, die dann später in der Kirche aufgestellt wurde, das, was Jesus nicht gesagt hat, ersetzen kann.“³²

Ary van Wijnen³³ berichtete mir in der Mail vom 26.2.2025, dass 1963 eine Gruppe amerikanischer Pfarrer den 88-jährigen Schweitzer mit Fragen löcherte, unter anderem: „Was denken Sie über Trinität, existiert sie?“ Darauf Schweitzer diplomatisch weder ja noch nein: „Das ist Theologie!“ Also eine Konstruktion, um etwas Unfassbares zu fassen.

Zur Taufe:

Schweitzer bedauerte, dass Luther sich nicht von der auf Augustinus (354–430) zurückgehenden Lehre der Taufe zur Tilgung der Erbsünde³⁴ losmachen konnte als einem Stück Katholizismus, „das sich in den Protestantismus hineingerettet hat“. Durch die Erbsünde würden schon die Neugeborenen sündig ohne eigene Schuld, und

„die Taufe tilge auf wundersame Weise die Erbsünde in den jungen Menschenwesen.“ „Gewiss, wir alle bringen die sündige Natur schon mit ins Leben. Aber um diese zu tilgen, braucht Gott sich an keine äußere Handlung zu binden.“

So galt für Schweitzer: *„Die Taufe ist ein Bekenntnis der Eltern und derer, die mit ihnen sind, und was sie für dieses Kind geloben.“*³⁵ Schweitzer hielt Jesus keineswegs für allmächtig, allwissend und irrtumsfrei.

Zu Jesu Irrtum schrieb er:

*„Es gibt wirklich Weissagungen Jesu, die nicht in Erfüllung gegangen sind. So sagt er (Mc. 9, V. 1): Es stehen welche unter euch, die werden den Tod nicht schmecken, bis sie sehen das Reich Gottes kommend in Kraft. – Sie sind aber alle gestorben, und das Reich Gottes ist noch in Kampf und Unvollkommenheit hienieden.“*³⁶ Stichwort Parusieverzögerung – bis heute.

Sogar bezüglich seiner Heilkraft sei Jesus nicht allmächtig: *„Bezeichnend ist, dass er [Jesus] nur da heilen konnte, wo sich die Leute ihm gläubig ergaben (Mark. 6, 5 u. 6).“*³⁷

In Bezug auf die Naturwunder meinte er: *„[...] auf das Brot in der wunderbaren Speisung und auf das Wasser des Sees Genesareth hatte er keine geistige Gewalt, und also darf man, ohne deshalb als ungläubig zu gelten, bezweifeln, dass sich dort die Dinge so zugetragen haben.“*³⁸

Damit fällt er aus katholischer Sicht hinter das bis heute gültige „*Symbolum Nicaenum*“, das 325 beim Konzil in Nicäa festgelegte ökumenische Glaubensbekenntnis, zurück und steht der Position des damals als Ketzer verbannten Arius nahe, für den Jesus nicht „wesensgleich“ mit Gott-Vater, also mehr Mensch als Gott war.

Selbst Gott erlebte er in sich anders, als er ihn in der Welt erkennen konnte:

*„Wir wagen uns einzugestehen, dass die in der Natur waltenden Kräfte in so mancherlei Weise anders sind, als wir es in einer auf einen vollkommen guten Schöpferwillen zurückgehenden Welt erwarten würden.“*³⁹

Schweitzer drückte hier diplomatisch aus, dass er nicht wie Leibniz in „*der besten aller möglichen Welten*“ zu leben glaubte. Deshalb sei aus Welterkenntnis keine Ethik zu gewinnen, wie man auch von Religion keine Welterklärung erwarten dürfe, die die Wirklichkeit gewaltsam interpretiert und so vergewaltigt: frei sein von der Welt, anders sein als sie, aber ethisch wirken in ihr. Nicht dem inneren Gott die Unzulänglichkeit der äußeren Welt in die Schuhe schieben und jammern, sondern anpacken, sie besser zu machen aus innerer Notwendigkeit – ein Ansatz zur Lösung des Theodizee-Problems!

Das sah zum Beispiel Papst Benedikt XVI., der in seiner berühmten Vorlesung am 6.9.2006 an der Universität Regensburg auch über Vernunft und Glauben sprach, ganz anders:

*„Das Christentum bezieht sich auf jenes Göttliche, das die vernünftige Analyse der Wirklichkeit wahrnehmen kann.“*⁴⁰

Für ihn gab es also die vernünftige, die Welt wohlwollend ordnende zentrale Wirklichkeit in einem in sich geschlossenen System.

Auch mit dem gesamten Wunderglauben stand Schweitzer auf Kriegsfuß:

*„Je tiefer die Frömmigkeit ist, desto anspruchloser ist sie in Hinsicht auf Erkenntnis des Übersinnlichen. Sie ist wie der Weg, der zwischen den Höhen hindurch, nicht über sie hinaus führt.“*⁴¹

In der katholischen Kirche spielen aber Wunder eine große Rolle. Allein bei jeder Selig- oder Heiligsprechung muss mindestens ein Wunder beglaubigt werden, mit dem sich der angerufene Anwärter als wirklich bei Gott befindlich ausweisen soll. (Dass es sich hier auch um eine Koinzidenz zweier zeitnaher Ereignisse und nicht eine kausale Verknüpfung handeln könnte, sei hier außer Acht gelassen).

Deshalb sei hier Schweitzers Gegenposition ausführlich zitiert, die hier wie selten beschwörende Form annimmt:

„Stimmen lassen sich vernehmen: Nehmt nur dem Volk seinen Glauben an Wunder nicht. [...] vermeidet ja jeglichen Anstoß. Nehmt ihm nur seine Krücken nicht. Warum denn nicht? Wenn wir wirklich unter einem so gedankenlos kleingläubigen Geschlecht leben, so ist es wirklich die sittliche Pflicht, ihm die Krücken zu nehmen und ihm immer wieder zu sagen: ‚Das Christentum steht über dem Wunderglauben‘, damit sie ohne Krücken gehen lernen. Die Forderung der Wahrhaftigkeit steht höher als die Forderung der Vorsicht. Und dann: Als ob nicht genug am Christentum übrig bliebe, wenn man die äußerlichen Wunder abtut. [...] Die Wunder sind eigentlich Schulden, die die Religion bei der Gedankenlosigkeit und dem Aberglauben macht, um sich beim Volke in Kredit zu halten. [...] Und mit dem Schuldenmachen nimmt’s kein Ende: So auch, wenn man die Religion mit Wundern zu bereichern sucht. [...] Aber die Kirche ist auf dieser Bahn fortgeschritten und hat versucht, mit Wunderschulden sich beim Volke zu halten. Sie sanktionierte die Wunderlegenden, die sich um Jesus und die Apostel gebildet hatten; dann sanktionierte sie die Heiligenwunder bis in die neueste Zeit, und kann nun nicht mehr zurück, denn es sind Schulden von Jahrhunderten, die sie anerkannt hat.“ „Es darf also ruhig gesagt werden, dass es nicht in Christi Geist ist, jemanden verpflichten zu wollen, unterschiedslos alle von Jesus berichteten Wunder als Tatsachen anzuerkennen und danach den Glauben zu bemessen. Der Herr hat niemand ein Recht gegeben, seinen Gläubigen eine so schwere und unnötige Bürde aufzulegen.“⁴³

„Verliert denn unser Glaube so viel, wenn wir den Satz von der übernatürlichen Geburt des Heilandes dahingestellt sein lassen?“⁴⁴

Dagegen könnte man Professor Pater Karl Wallners *„Philosophisch-Theologische Hochschule Benedikt XVI.“*, Kloster Heiligenkreuz bei Wien) Einwände anführen, mit denen er gegen Bultmann argumentierte: *„Diese Argumentation bedeutet aber, dass hier vorweg eine grundsätzliche Entscheidung getroffen wird, wonach alles objektive Handeln Gottes, das als übernatürlich scheinen könnte, von vornherein als unmöglich abgelehnt werden muss. Bultmann [wie Schweitzer] wird sich also fragen müssen, ob er hier nicht ein Vorurteil in die theologische Argumentation trägt,*

weil er ja den eigenen Denkhorizont zum Maßstab für die Wahrheit des Evangeliums voraussetzt.“⁴⁵

Die Frage ist hier: Gibt es nicht auch Dinge zwischen Himmel und Erde, die den beschränkten Horizont unserer Ratio übersteigen? Dies gestand Schweitzer durchaus zu, ließ es aber als Geheimnis staunend und ehrfürchtig auf sich beruhen. In Hinsicht auf alles *„Natürliche“* war Schweitzer nur Rationalist bis an die Grenzen menschlicher Erkenntnis, aber spekulierte nicht darüber hinaus:

„Es verletzte mich, dass man das absolut Geheimnisvolle der Natur nicht anerkannte und zuversichtlich von Erklärung sprach, wo man es in Wirklichkeit nur zu tiefer eindringenden Beschreibungen gebracht hatte, die das Geheimnisvolle nur noch geheimnisvoller machten. Schon damals war mir klar, dass uns das, was wir als Kraft und als ‚Leben‘ bezeichnen, seinem eigentlichen Wesen nach immer unerklärlich bleibt.“⁴⁶ Und gesteigert: „Die höchste Erkenntnis ist, dass alles, was uns umgibt, Geheimnis ist.“⁴⁷

Heute wäre Schweitzer vermutlich auch skeptisch gegenüber der von Papst Franziskus angeregten Gebetsbewegung *„Gott-Kann“* der Mission (angelehnt an *„Yes, we can“* von Ex-Präsident Obama), die Gott ein übernatürliches Handeln in der Geschichte bis heute zutraut, so wie zum Beispiel 1571 die siegreiche Seeschlacht gegen die Türken bei Lepanto, der Sieg über die Türken vor Wien 1683 oder die Befreiung Österreichs von der russischen Besatzung nach 1945 durch das Rosenkranz-Beten bewirkt worden sein sollen. Diese Bewegung beruft sich unter anderem auf das Wort des Engels Gabriel bei der Verkündigung zweier höchst unwahrscheinlicher Schwangerschaften, Marias und Elisabeths (wie übrigens Saras im Alten Testament): *„Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich.“⁴⁸* Dies ist zweifellos eine biblische, aber die menschliche Ratio übersteigende Begründung für die Hoffnung auf Gottes Wirken in der Geschichte. In der Predigt vom 8. Mai 1904 in St. Nicolai in Straßburg bekannte Schweitzer jedoch auch:

„Und doch glaube ich für mich an die Erhörung des Gebets und bin überzeugt, dass Gott mir in bestimmten Fällen meines Lebens geholfen hat.“⁴⁹

Gerne zitierte er den von ihm geschätzten Conrad Ferdinand Meyer (1825–1895) aus *„Huttens letzte Tage“*, wie seine Tochter Rhena Schweitzer Miller (1919–2009) öfter bezeugte: *„Ich bin kein ausgeklügelt Buch. Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.“*

Aber auch die Reformatoren waren für Schweitzer keine unantastbaren Heiligen, vor denen sein Denken halt machte:

*„Mit den Reformatoren kam neues Licht, aber auch neue Feindschaft, nicht nur zwischen Protestanten und Katholiken, sondern auch unter den Protestanten selbst, zwischen Reformierten und Lutheranern. Als Zwingli auf dem Schlachtfeld seinen Tod fand [11.10.1531], da hatte Luther nur Worte der Lieblosigkeit und der Verdammung für seinen großen, aber von ihm nicht verstandenen Mitreformatoren.“*⁵⁰

Auch Johannes Calvin (1509–1564) wurde von Schweitzer sowohl bewundert als auch zugleich mit Entsetzen betrachtet wegen seines grausamen „Gottesstaates“ in Genf mit Einführung der Folter und Todesstrafe: *„Er hat im Dienste Gottes darauf verzichtet, Mensch zu sein [...]“*.⁵¹ Calvin hatte Michael Servetus (1509 oder 1511–1553), Humanist, Arzt (Entdecker des kleinen Blutkreislaufes), Universalgelehrter und Trinitätsleugner, in Genf verhaften lassen – dazu Schweitzer: *„Ihr wisst, dass der furchtbarste Eiferer für den rechten Glauben an die Trinität der Reformator Calvin war, der einen sonst gut evangelischen Mann, Servet, einen hervorragenden Arzt jener Zeit, zum Feuertode in Genf verurteilen ließ [wie noch viele andere], weil er seine Ansichten über die Dreieinigkeit nicht widerrufen wollte.“*⁵² Schweitzer wäre es vermutlich damals ähnlich ergangen.

Ebenso prangerte Schweitzer schonungslos und auf allen Seiten die weltweiten Blutaten und Völkermorde aller Jahrhunderte im Namen Christi an, gab sich aber keiner Illusion hin, wenn er seine Morgenpredigt am 3. August 1902 in St. Nicolai in Straßburg prophetisch beschloss: *„Ja, wenn wir noch den Trost hätten zu sagen: Das ist alles geschehen im Namen Christi. Es ist Vergangenheit, es kann sich nie mehr wiederholen. Aber nein, es ist nicht Vergangenheit, sondern Gegenwart und Zukunft.“*⁵³

Schweitzer stand über alledem, wie er zum Beispiel im Brief vom 6. September 1903 an seine zukünftige Frau Helene Bresslau

schrieb: *„Käme ich morgen zu dem Schluss, dass es keinen Gott gibt und keine Unsterblichkeit und dass die Moral nur eine Erfindung der Gesellschaft ist – dann würde mich das überhaupt nicht berühren. Das Gleichgewicht meines inneren Lebens und das Bewusstsein meiner Pflicht wären nicht im geringsten erschüttert. Das erfüllt mich mit heiterem Stolz. Ich lerne das Lachen.“*⁵⁴

Er war sich bewusst, dass manche seine Auffassung durchaus für Atheismus halten könnten, wenn er im Brief von Silvester 1905 an Helene schrieb:

*„Du und ich, wir müssen unsere Religion zeitlebens in uns verschließen und geheim halten, denn was für uns Gott und Unsterblichkeit sind, das können andere nur als Atheismus und Negation der Seele verstehen. Es ist uns genug zum Leben und zum Sterben [...] in unserer Armut sind wir reich und einst wird die ganze Welt so arm werden um wieder reich zu werden, nachdem sie die erborgten und hypothekenbelasteten Güter verloren hat, die jetzt zur Ausstattung der Religion gehören.“*⁵⁵

Am 1. Mai 1904 an Helene:

*„Und dann das Recht haben, ein Ketzer zu sein! Nur Jesus von Nazareth kennen; die Fortführung seines Werkes als einzige Religion haben, nicht mehr ertragen zu müssen, was das Christentum an Plebejischem, an Vulgärem an sich hat.“*⁵⁶

Kritik von allen Seiten

So mag die mündlich überlieferte Geschichte von 1928 wahr sein, dass ein Mönch aufgeregt herbeieilte, um die berühmte Dreifaltigkeitsorgel, erbaut 1766 von Riepp, im Benediktinerkloster Ottobeuren noch in Gegenwart Schweitzers mit Weihwasser zu besprengen, nachdem dieser „Ketzern“ darauf gespielt hatte.

Aber auch auf protestantischer Seite gab es Schwierigkeiten. Selbst der eigentlich liberalen protestantischen Fakultät der Universität in Straßburg schien Schweitzer zu liberal. Sie sah den Direktor des Thomasstiftes mit Argwohn. Er selbst nannte das *„wieder einmal die Eifersucht der Fakultät“*⁵⁷. (Schweitzer selbst stellte dies in seiner Biographie etwas geglätteter dar). Als solcher hatte Schweitzer Griechisch und Hebräisch zu

unterrichten, half aber auch seinen Studenten bei der Examensvorbereitung. Letzteres wurde ihm schließlich von seinem Vorgesetzten, dem ihm ohnehin nicht wohlgesonnenen Alttestamentler Prof. Wilhelm Nowack (1850–1928), untersagt, denn er könnte ja die jungen Theologen infizieren mit seinem zu liberalen Virus.

Doch er gab es den Theologieprofessoren, wie er nie einer werden wollte, zurück: *„Tempelhüter sind sie und brave Seelen, wohlbestallte Diener der Obrigkeit, Bücherschreiber auch, belesen, beflissen und groß im gegenseitigen Polemisieren über Dinge, die außer der Zunft niemanden interessieren. Wo bleibt das christliche Feuer? Ich erstickte in dieser Atmosphäre. Die Fronten verlaufen ganz anderswo.“*⁵⁸

Von seinem Lehrpfarrer und Dekan Michel Knittel (1831–1920) an St. Nicolai in Straßburg wurde er nicht nur gerügt wegen der Kürze seiner Predigten, die *„keine gesunde Nahrung für meine Pfarrkinder“* seien: *„Ich würde den Sieg dieser modernen Theologie als den Ruin unserer protestantischen Kirche betrachten, aber ich bin überzeugt, dass es mit Gottes Hilfe nicht dahin kommen wird.“*⁵⁹

Auch die Pariser Missionsgesellschaft lehnte ihn als Missionar ab, da er zwar *„die rechte christliche Liebe, aber nicht den rechten christlichen Glauben“*⁶⁰ habe – sogar eine, von Schweitzer abgelehnte, Glaubensprüfung wurde vorgeschlagen. Schweitzer bat ausgerechnet Knittel um ein Gutachten über ihn für die Pariser Missionsgesellschaft. Am 5. Januar 1906 bescheinigte dieser darin seinem Vikar *„ein gutes Herz und ein integeres Gewissen“*, schob aber in einem Brief vom 17. Juni 1907 scharfe Kritik nach:

*„Sie sind dabei, den Unterschied zwischen der christlichen Kanzel und dem philosophischen Katheder zu vergessen [...] Die Erlösungstheorie, die Sie gestern im Gegensatz zu den Evangelien, zu den Aposteln, zu den Kirchenvätern, zu den Reformatoren aufstellen, hat mich geradezu entsetzt. Wohl sprechen Sie von der Hölle, die aber nur auf dieser Erde stattfindet, während nach dem Tode auch der Verworfenste hienieden gleich in das Reich des Lichtes eintritt. [...] Jedenfalls sind solche Behauptungen ganz pantheistischer Natur. [...] Eine solche Predigt [...] würde ich (als geistlicher Inspektor bei anderen) missbilligen, und von meinem Vikar, er sei wer er wolle, glaube ich sie nicht dulden zu müssen.“*⁶¹

Erst auf die Ablehnung als Missionar bei der Pariser Mission hin studierte Schweitzer Medizin und konnte so doch noch, weil *„entschärft“*, als Arzt mit Predigtverbot nach Gabun entsandt werden, damit er dort *„stumm wie ein Karpfen“*⁶² die dringend benötigte medizinische Arbeit tun konnte. Und dennoch trat ein Mitglied der Mission, Pfarrer Sautter, nach dieser Entscheidung unter Protest aus dem Vorstand aus!

Dass Schweitzer als Deutscher mit nur der deutschen Approbation als Arzt nach jahrelangem Ringen als relativ freier *„Gast“* einer französischen Missionsgesellschaft, der sich weigerte, einen Vertrag zu unterschreiben, ins französische Gabun gehen konnte, verdankte er seinen guten Beziehungen in höchste Regierungskreise und seinen privaten Geldgebern, die ihn unabhängig machten – allen voran die vermögende Annie Fischer (1868–1948), Frau eines Medizinprofessors in Straßburg und Schwester des Mülheimer Industriemagnaten Hugo Stinnes (1870–1924). Ihm widmet er *„Verfall und Wiederaufbau der Kultur“* (Teil 1 seiner Kulturphilosophie). Schweitzers Neffe Gustav Woytt (1903–1993) nennt beim Namen, was oft biographisch unter den Tisch fällt:

*„Ohne Frau Fischer hätte es wohl kein selbstständiges Lambarene-spital gegeben, ohne sie wäre Schweitzer der Arzt der Mission, aber nicht der Arzt der Eingeborenen geworden. [...] Ein finanziell unabhängiger Schweitzer schien dem Komitee [der Missionsgesellschaft] noch gefährlicher als ein im Dienste der Mission stehender.“*⁶³

Aus Lambarene berichtete Schweitzer 1958 von ökumenischem Geist:

*„Mit den Missionaren lebe ich in einem schönen Verhältnis, auch mit den katholischen, wie auch die Vertreter der beiden Kirchen hier gut miteinander stehen, was dem Ansehen des Christentums zugute kommt.“*⁶⁴

Und weiter:

„Ich komme als Arzt öfters auf die katholischen Missionsstationen und kann mir daher von der Art, wie dort die Evangelisation und der Unterricht betrieben werden, ein ziemlich klares Bild machen. Was die Organisation anbetrifft, so scheint mir die katholische Mission der protestantischen in manchen Dingen überlegen.“

Die protestantische Mission zielte nach seiner Beobachtung mehr „auf die Heranbildung christlicher Persönlichkeiten“ ab, „während die katholische vor allem die solide Gründung einer Kirche im Auge hat“. ⁶⁵

An ein Predigtverbot hat er sich nicht gehalten, denn die Missionare vor Ort baten ihn zu predigen. So hielt er sonntäglich im Freien zwischen den Baracken seines Krankendorfes Gottesdienst, ohne zu missionieren, denn das blieb den Missionaren vorbehalten. Die ganze Gottesdienstliturgie bestand aus Gebet – Predigt – Gebet und Segen ⁶⁶. Bezeichnend, dass mir am 18.2.2025 der holländische Arzt Ary van Wijnen in einer Mail bestätigte:

„Meines Wissens hat Schweitzer in Lambarene nie ein Abendmahl veranstaltet. In jedem Falle nicht in meiner Zeit, und ich habe auch nie etwas darüber gehört.“

Es wäre auch unter den Umständen in Lambarene schwierig durchführbar gewesen.

Gerade auch bei seinem Abendmahlsverständnis zeigen sich fundamentale Differenzen zur katholischen Eucharistiefeier als Zentrum der Messe, deren Höhepunkt die Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi (in Realpräsenz!) als Vergegenwärtigung des Sühnopfers Jesu am Kreuz ist. Diese kann nur ein geweihter Priester stellvertretend für Christus, an seiner Statt (deshalb nur von einem Mann möglich), gültig vollziehen, der durch Handauflegung in der ununterbrochenen apostolischen Sukzession von Petrus an steht. Schweitzer dagegen predigte am Gründonnerstag, dem 28. März 1907, in St. Nicolai in Straßburg über das Abendmahl:

„Über was sind wir alle zusammen einig bei dieser Feier? Ich glaube in unser aller Namen die Antwort geben zu können: Darin, dass wir allen katholischen Sauerteig ausgefegt haben und im Abendmahl nicht ein Wunder suchen, nicht meinen, dass diese Speise und dieser Trank nun plötzlich irgend etwas anderes werden, als sie sind.“ ⁶⁷

Damit steht er in der reformierten Abendmahlsauffassung als Gedächtnismahl, nicht in der lutherischen: Für ihn galt bei den Einsetzungsworten beim Wein „Dies bedeutet mein Blut“ (ebenso

beim Brot als Leib), auch wenn er vielleicht „ist“ gesagt hat. Für Luther hingegen galt unumstößlich ganz real „Dies ist ...“, womit er in diesem Punkt ganz in der Tradition seiner katholischen Kirche stand und sich 1529 beim Marburger Religionsgespräch scharf gegen Zwingli abgrenzte – wegen dieses Differenzpunkts kam keine Einigung zustande.

Für Schweitzer hatte die Verkündigung Priorität, zumal er auch den Wiederholungsbefehl Jesu zum Abendmahl anzweifelte als spätere Zutat aus der Praxis der Urgemeinde:

„Dieses Mahl entstand nicht aus dem letzten Mahl Jesu mit seinen Jüngern durch einen von ihm gesprochenen Befehl, es zu wiederholen. [...] Sie tun es auf Grund der bei jenem letzten Mahl von Jesus über Brot und Wein gesprochenen Danksagung [griech. Eucharistie]. Diese, nicht die Worte von Brot und Wein als seinem Leib und Blut, sind das Wiederholbare an der Feier.“ ⁶⁸

„Le malentendu Schweitzer“ (Der missverstandene Schweitzer): So lautet der Titel des ersten, französisch geschriebenen Buches über Schweitzer in Gabun (Paris 2014). Noël Bertrand Boudzanga und Wilson-André Ndombet, zwei Universitätsdozenten, sind die Autoren. Boudzanga sprach im Januar 2025 in einem Interview zum Thema „Halbgott im Tropenwald“ darüber (tagesschau24, 18.1.2025) und gestand Schweitzer Wohltätigkeit – allerdings als Kolonialist – zu. Aber er habe sich selbst am meisten geliebt und sein Werk in Afrika nur getan, um sich einen guten Platz im Himmel zu verdienen. Ich bringe dies Beispiel, da hier noch einmal ein fundamentaler Unterschied zum Katholizismus deutlich wird.

Schlimmer kann man meines Erachtens Schweitzer nämlich nicht missverstehen als diese Autoren, auch wenn sie im Titel meinen, alle anderen hätten ihn bisher missverstanden:

„Ich habe eine Vorstellung von der Unsterblichkeit: Das, was an uns unvergänglich, immateriell ist, das sind unsere Gedanken. Wir leben, wenn unsere Gedanken in anderen wiedergeboren werden. [...] Dies ist die lebendige Unsterblichkeit! Wozu noch eine andere?“ ⁶⁹

Schweitzer betonte: „Welches aber ist die entscheidende Erkenntnis Gottes? Die, die ich als ethischen Willen erfahre.“ ⁷⁰ Dieser ethische Wille betätige sich durch ihn welt- und lebensbejahend mit Enthusiasmus am Reich Gottes als ethischer Größe, am

Verändern der Welt zum Positiven. Ernstmachen mit wahrer Humanität, das war der Motor für all sein Tun auf allen Gebieten. Die Bitte des Vaterunsers „*dein Reich komme*“ bedeutete für ihn, für das Reich Gottes bereit zu sein und im Hier und Jetzt selber Hand anzulegen, um von Leid zu erlösen und Leben auf seinen höchsten Wert zu bringen. Reich Gottes war für ihn nichts zu Erwartendes, sondern etwas zu Erfüllendes, nicht Endziel im Jenseits, sondern ständige Aufgabe im Diesseits.

Ganz in Kontrast dazu steht die Auffassung des bereits erwähnten katholischen Dogmatikers Professor Karl Wallner, Zisterzienser im Kloster Heiligenkreuz und Nationaldirektor von Missio Österreich in Wien:

*„Wenn die eschatologische Hoffnung auf Ewigkeit ausfällt, dann reduziert sich die Kirche auf eine Wertevermittlungsinstitution, auf eine moralische Weltinstanz oder auf einen Gegenwartsbewältigungsverein. Das ist vielleicht ganz nett und psychologisch hilfreich, ist aber zu wenig.“*⁷¹

Für ihn gibt seit Kindertagen dieses Gebet das Ziel vor: *„In den Himmel will ich kommen, fest hab ich's mir vorgenommen. Mag es kosten, was es will, für den Himmel ist mir nichts zu viel.“* Natürlich soll auf dem Weg dorthin auch Gutes getan werden, aber nicht um des Guten selbst und der Menschen, sondern des Himmels willen. Während Schweitzer aus ethischem Willen auf dem Weg Gutes tat, ohne nach einem Verdienst oder Ziel des Weges zu fragen, hat Wallner auf diesem Weg, den er nicht aus eigener Kraft geht, nur eines im Blick als Ziel: den Himmel. Beide handeln aus verschiedenen Motiven, aber letztlich doch ethisch – und darauf kommt es an.

Conclusio

Nochmal zusammenfassend im Klartext, wie wir schon im Einzelnen gesehen haben: Jungfrauengeburt und Gottessohnschaft, Sündenvergebung durch Taufe und Jesu Kreuzestod und dessen Vergegenwärtigung im Abendmahl, Trinität und selbst Auferstehung waren für Schweitzer keine Themen, aber er ließ andere bei ihrem Glauben:

*„[...] man soll sich gegenseitig respektieren und jeder möge dem anderen seine Meinung lassen.“*⁷²⁰

Er wollte aufklären, nicht missionieren.

Daher auch seine Nähe zum Bund für Freies Christentum, dessen erster Ehrenpräsident er wurde, und zu den Unitariern, die die Trinität ablehnen, deren Ehrenmitglied er war.

Damit liegt Schweitzer quer zu manchen konservativen protestantischen Kreisen (besonders unter ihnen den Rom am nächsten stehenden Lutheranern) – und erst recht zur katholischen Dogmatik. Aus rein dogmatischer katholischer Sicht (und für viele nicht nur aus dieser) kann man nach dem Gesagten zumindest verstehen, wenn ganz Strenggläubige Schweitzer das Christsein „*im eigentlichen Sinn*“ absprechen, wie Papst Benedikt XVI. gleich allen reformatorischen Glaubensgemeinschaften das Kirchesein „*im eigentlichen Sinn*“ absprechen wollte.⁷³

Wie weit die in diesem Text dargestellte gegenseitige Beurteilung und das Verständnis füreinander zutreffen, mögen andere entscheiden.

Der Berner Neutestamentler Ulrich Luz, Mitherausgeber der Werke Schweitzers aus dem Nachlass, kommt zu einem bemerkenswerten Ergebnis:

*„Was ist von diesem Jesusbild Schweitzers zu sagen? Historisch ist es unhaltbar. Schweitzer hat aus der – späten und vom Evangelisten Matthäus komponierten Aussendungsrede Mt 10 – einen Schlüsseltext zum Verständnis des Lebens Jesu gemacht; andere Texte hat er willkürlich umgestellt und umgedeutet, damit sie in seine Konstruktion hineinpassen. [...] Es ist ein Denken, welches die Lehren und Überzeugungen Jesu und des Paulus völlig verändert: [...] der Glaube an einen personalen Gott wird hier verlassen. [...] Auch wenn Schweitzer sich wahrscheinlich noch weiter von Jesus entfernt hat, als ihm selbst klar war, bleibt er ein Jesusjünger.“*⁷⁴

Bei der Priesterweihe wird zu Beginn jeder Kandidat namentlich aufgerufen und antwortet dem Bischof: „*Adsum!*“ – „*Hier bin ich!*“ oder „*Ich bin bereit!*“ (nach Jesaja 6,8: „*Und ich hörte die Stimme des Herrn, wie er sprach: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein? Ich aber sprach: Hier bin ich, sende mich!*“).

Schweitzer las zufällig im Heft der Pariser Missionsgesellschaft „*Journal des Missions Évangéliques*“ vom Juni 1904 den Artikel „*Les besoin de la Mission Congo*“ (Was der Kongomission not tut), der mit dem Satz schloss: „*Menschen, die auf den Wink des*

Meisters einfach mit: Herr, ich mache mich auf den Weg, antworten, dieser bedarf die Kirche.“ Und darauf sprach er sein „Adsum“, sich nicht einem Bischof oder einer Kirche verpflichtend, sondern in direktem Gehorsam Jesus gegenüber, der für ihn nicht Bruder, sondern der gebietende Herr war, und folgte ihm mit ganzer existenzieller Hingabe seines Lebens nach, was man vermutlich von den wenigsten seiner Kritiker sagen kann.

Selbst Alfred Boegner (1851–1912), der Direktor der Pariser Missionsgesellschaft, betonte Schweitzers bedenklliche „*liberale Ansichten*“, aber attestierte ihm trotzdem:

„Es ist aber auch nicht möglich, von der Stärke seines Glaubens und seiner Berufung nicht beeindruckt zu sein. Er spricht von Jesus als dem Herrn, dem er alles verdankt, dessen Befehl er erfleht und erwartet und dem sein ganzes Leben gehört.“⁷⁵

So empfing er seine Weihe direkt in der Willensgemeinschaft mit Jesus. Sein Suchen nach einer unmittelbaren menschlichen Tätigkeit der Liebe, die er mit 21 Jahren gelobt hatte, hatte sein Ziel gefunden.

Und wie der katholische Priester bei seiner Weihe Ehelosigkeit gelobt, so schloss Schweitzer ursprünglich eine Ehe aus, um ganz ungebunden zu dienen in Jesu Namen. Und auch, um das Schicksal einer Frau nicht an seines zu binden. Mit Helene Bresslau, seiner späteren Frau, verband ihn schon das ganze Jahrzehnt vor der Heirat eine tiefe geistige Freundschaft, ja Seelenverwandtschaft, doch immer wieder riet er ihr, einen Mann zu suchen, mit dem sie mit Kindern und Haushalt das „*volle Frauenglück*“ erlebe, das er ihr nicht bieten könne. Erst als immer deutlicher wurde, dass Helene sich als Krankenschwester an seiner Seite demselben Ziel hingeben wollte, kam es zur Heirat kurz vor der gemeinsamen Ausreise nach Afrika. Es war weniger eine Heirat für persönliches Glück füreinander, als vielmehr für das Glück gemeinsamer Hingabe an unmittelbares menschliches Dienen. Sie lenkte Schweitzer nicht von seinem Lebensziel ab, sondern intensivierte es.

Mögen ihm fundamentalistische Dogmatiker sowohl katholischer wie protestantischer Provenienz formell sein Christsein noch so sehr absprechen wollen und ihn einen Ketzer nennen, und mag sein Jesusbild nach heutiger Forschung für einige noch

so überholt scheinen: Schweitzer bleibt dennoch unbestreitbar einer der größten Jünger Jesu und einer der frommsten Ketzer.

Ausblick

Und nun dennoch Versöhnung mit Andersgläubigen, wenn wir zum Anfang zurückkehren zur simultan genutzten Günsbacher Kirche:

„Noch eins habe ich aus der zugleich protestantischen und katholischen Kirche mit ins Leben hinausgenommen: religiöse Versöhnlichkeit. Die aus einer Herrscherlaune Ludwigs XIV. entstandene protestantisch-katholische Kirche ist mir mehr als eine merkwürdige geschichtliche Erscheinung. Sie gilt mir als Symbol dafür, dass die konfessionellen Unterschiede etwas sind, das bestimmt ist, einmal zu verschwinden. Als Kind schon empfand ich es als etwas Schönes, dass in unserem Dorfe Katholiken und Protestanten in derselben Kirche Gottesdienst feiern. Noch heute erfüllt es mich mit Freude jedesmal, wenn ich den Fuß in sie hineinsetze. Ich möchte wünschen, dass alle noch beiden Konfessionen gemeinschaftlichen Kirchen des Elsass als solche erhalten blieben, als eine Prophezeiung und eine Mahnung auf eine Zukunft der religiösen Eintracht, auf die wir den Sinn gerichtet halten müssen, wenn wir wahrhaft Christen sind.“⁷⁶

Schweitzers komplementäre Ökumene fasst der Straßburger Theologieprofessor Matthieu Arnold so zusammen:

„Schweitzers Predigten belegen seine ökumenische Aufgeschlossenheit. Selbst innerhalb des Protestantismus hält er das Nebeneinander von ‚Orthodoxen‘, die sich strikt an die reformatorischen Bekenntnisse halten, und Liberalen, die nicht auf diese Texte eingeengt werden wollen, für bereichernd und legitim. Für sich allein würde die Orthodoxie (Rechtgläubigkeit) erstarren, und gäbe es nur die Liberalen (Freigläubigkeit), liefen sie Gefahr, die niedergeschriebenen tiefen christlichen Wahrheiten mit den altkirchlichen Zeugnissen, die sie zum Ausdruck bringen und von denen sie sich trennen wollen, zu verlieren. So beleben und halten sich diese beiden Richtungen gegenseitig im Gleichgewicht.“⁷⁷

„Zudem bedauert Schweitzer, dass sich noch nicht die Befürworter einer Gesamtschule an Stelle der konfessionellen Schulen durchsetzen konnten.“⁷⁸

Sehr treffend schreibt Andreas Rössler in „*Protestantismus und Katholizismus in der Sicht Albert Schweitzers*“ (außer dem zitierten von Matthieu Arnold der einzige Text zu diesem Thema): „*Eine ausgeführte Lehre von der Kirche darf man bei Schweitzer nicht suchen. Fragen nach der kirchlichen Struktur haben ihn nicht interessiert.*“⁷⁹ Auch dürfe man bei ihm „keine differenzierte und umfassende Beschreibung und Erörterung des konfessionellen Problems erwarten“.⁸⁰

Schweitzer hat weder über seiner Theologie noch seiner Ethik ein geschlossenes weltanschauliches Gebäude errichtet oder daraus ein philosophisches System gemacht. In seiner Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben sah er schlicht die Fortsetzung von Jesu Liebesgebot, ins Universelle auf alles Leben erweitert. In diesem Sinne soll er das letzte Wort haben: „*Das Ahnen und das Sehnen aller tiefen Religiosität ist in der Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben enthalten. Aber diese baut es nicht zu einer geschlossenen Weltanschauung aus, sondern ergibt sich darein, den Dom unvollendet lassen zu müssen. Nur den Chor bringt sie fertig. In diesem aber feiert die Frömmigkeit lebendigen und unaufhörlichen Gottesdienst [...]*“.⁸¹

Der Autor dankt an dieser Stelle Herrn Prof. Dr. Werner Zager für die anregende kritische Durchsicht.

Anmerkungen

- 1 Brief an Hedwig Bachmann de Mello, 20.10.1947, zitiert nach Werner Zager, Albert Schweitzer als liberaler Theologe, Münster 2009, S. 146 f.
- 2 Albert Schweitzer, Aus meiner Kindheit und Jugendzeit, Bern 1979, S. 36 ff.
- 3 Albert Schweitzer, Predigten 1898-1948 – Werke aus dem Nachlass, München 2001, S. 76 f.
- 4 A.a.O., S. 1018, aber Luther schätzte Maria und verfasste eine wunderbare Schrift über das häufig vertonte „Magnificat“, ihren Lobgesang.
- 5 Albert Schweitzer, Gespräche über das Neue Testament, München 1988, S. 51.
- 6 Siehe Anm. 2, S. 38.
- 7 Siehe Anm. 3, S. 309.
- 8 A.a.O., S. 423.
- 9 A.a.O., S. 380, Osterpredigt 6.4.1902, St. Nicolai Straßburg.
- 10 Albert Schweitzer, Briefe und Erinnerungen an Musiker, Bern und Stuttgart 1989, S. 63.
- 11 Zeitungskritik ohne nähere Angaben dem Autor in Kopie überlassen aus dem Nachlass von Prof. Erwin R. Jacobi, Zürich.
- 12 Albert Schweitzer, Deutsche und französische Orgelbaukunst und Orgelkunst, Leipzig 1906, S. 38.

- 13 Albert Schweitzer, J. S. Bach, Wiesbaden 1960, S. 646, Fußnote 8.
- 14 II. Korinther 3,17.
- 15 Richard Brüllmann, Treffende Albert-Schweitzer-Zitate, Thun 1986, S. 177.
- 16 Albert Schweitzer, Wir Epigonen, München 2005, S. 125.
- 17 Siehe Anm. 3, S. 579, Morgenpredigt 3.7.1904, St. Nicolai Straßburg.
- 18 Brief an Hedwig Bachmann de Mello, 20.10.1947, wie Anm. 1, S. 147.
- 19 Albert Schweitzer, Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, Gesammelte Werke Bd. 3, München 1974, S. 36.
- 20 Siehe Anm. 5, S. 50.
- 21 Siehe Anm. 3, S. 1000, Morgenpredigt 27.6.1909, St. Nicolai Straßburg.
- 22 Von ihm stammt das schöne Lied „Ich will dich lieben, meine Stärke“ EG 400, GL 358, das man ganz auf seine Konversion zur katholischen Kirche deuten kann, was kein inbrünstig singender Protestant ahnt.
- 23 Albert Schweitzer, Das Christentum und die Weltreligionen, München 1978, S. 63.
- 24 Siehe Anm. 3, S. 826.
- 25 A.a.O., S. 425, Predigt 7.12.1902.
- 25 A.a.O., S. 425, Predigt 7.12.1902.
- 26 Werner Zager, Albert Schweitzer als liberaler Bibelausleger, in: Albert Schweitzer und die Musik: Europäische Orgelakademie Albert Schweitzer, Forum für Orgelbau und Orgelspiel: Beiträge des Fachsymposiums vom 24.06.-26.06.2005 in Königfeld/Schwarzwald (215. Veröffentlichung der Gesellschaft der Orgelfreunde), Sulz am Neckar 2007, S. 21–63.
- 27 Siehe Anm. 16, S. 338.
- 28 A.a.O., S. 246.
- 29 A.a.O., S. 147.
- 30 Albert Schweitzer, Reich Gottes und Christentum – Werke aus dem Nachlass, München 1995, S. 151.
- 31 Siehe Anm. 3, S. 1154.
- 32 Siehe Anm. 30, S. 471 f., Brief vom 19.9.1957 an den Konfirmanden Hans-Peter Fischer.
- 33 Dr. Ary van Wijnen ist einer der letzten Zeitzeugen, die noch bei Schweitzer in Lambarene gearbeitet haben. Ich lernte ihn während meiner Arbeit an Schweitzers Nachlass (1982–92) im Schweitzer-Haus in Günsbach kennen (wie auch viele andere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen Schweitzers).
- 34 Damit hatte die Kirche ein Problem: Wohin mit ungetauft verstorbenen Kindern? a) für die Hölle zu unschuldig, da sie nicht selbst gesündigt hatten, b) für den Himmel zu sündig durch die Erbsünde, c) also schuf man für sie den „*Limbus puerorum*“, einen Zwischenraum zwischen Himmel und Hölle. Doch 2007 hat Papst Benedikt XVI. diesen Limbus abgeschafft. Hier sieht man deutlich, wie konstruiert das ist!
- 35 Siehe Anm. 3, S. 1054 ff.
- 36 Siehe Anm. 5, S. 166.
- 37 A.a.O., S. 106.
- 38 A.a.O., S. 170.
- 39 Siehe Anm. 23, S. 45.
- 40 Josef Ratzinger, Glaube-Wahrheit-Toleranz, Das Christentum und die Weltreligionen, Freiburg 2005, S. 137.
- 41 Albert Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken, Gesammelte Werke Bd. 1, Berlin und Zürich 1974, S. 248.
- 42 Siehe Anm. 5, S. 170 und 173 f.
- 43 A.a.O., S. 108 f.
- 44 A.a.O., S. 51.
- 45 Karl J. Wallner, Sühne, Illertissen 2015, S. 98.

- 46 Siehe Anm. 2, S. 41.
- 47 Siehe Anm. 21, S. 60: 5 % des Kosmos kennen und verstehen wir, 1% des Meeresbodens!
- 48 Lukas 1, 37.
- 49 Siehe Anm. 3, S. 550.
- 50 A.a.O., S. 413 f., Morgenpredigt 3.8.1902, St. Nicolai Straßburg.
- 51 A.a.O., S. 1004, Morgenpredigt 11.7.1909, St. Nicolai Straßburg.
- 52 A.a.O., S. 1000, Morgenpredigt 27.6.1909, St. Nicolai Straßburg, wo auch schon Calvin gepredigt hatte – Servetus hatte „*De trinitatis erroribus*“, [Hagenau] 1531 (deutsch: Der Irrtum der Dreifaltigkeit) verfasst.
- 53 A.a.O., S. 414, Hervorhebung von mir.
- 54 Albert Schweitzer – Helene Bresslau. Die Jahre vor Lambarene. Briefe 1902–1912, hrsg. v. Rhena Schweitzer Miller, München 1992, S. 42.
- 55 A.a.O., S. 125.
- 56 A.a.O., S. 68.
- 57 A.a.O., S. 93.
- 58 Zitiert bei Erich Gräßer, Studien zu Albert Schweitzer (Beiträge zur Albert Schweitzer Forschung Bd. 6), Bodenheim 1997, S. 12.
- 59 Zitiert bei Gustav Woytt, Albert Schweitzer und die Pariser Mission, in: Albert-Schweitzer-Studien 1, hrsg. v. Richard Brüllmann, Bern und Stuttgart 1989, S. 140.
- 60 Siehe Anm. 41, S. 111.
- 61 Siehe Anm. 59, S. 141.
- 62 Siehe Anm. 41, S. 129.
- 63 Siehe Anm. 59 S. 197f.
- 64 Hans Walter Bähr (Hrsg.), Albert Schweitzer: Leben, Werk und Denken 1905–1965. Mitgeteilt in seinen Briefen, Heidelberg 1987, S. 273.
- 65 Albert Schweitzer, Zwischen Wasser und Urwald, in: Gesammelte Werke, Bd. 1, Berlin und Zürich 1974, S. 467.
- 66 Nach dem Abendessen im Speisesaal las Schweitzer aus der Bibel, gab eine kurze Auslegung und begleitete am Klavier Choräle aus dem Elsässischen Gesangbuch, meist „Zions Stille soll sich breiten“ und „Unsern Ausgang segne Gott“.
- 67 Siehe Anm. 3, S. 819.
- 68 Siehe Anm. 30, S. 276.
- 69 Siehe Anm. 54, S. 70.
- 70 Siehe Anm. 23, S. 58.
- 71 Karl Wallner, Beitrag vom 27.01.2007: <https://www6.kath.net/news/15822>, abgerufen 26.3.2026.
- 72 Siehe Anm. 5, S. 48.
- 73 Joseph Ratzinger, Erklärung ‚Dominus Jesus‘ über die Einzigkeit und die Heilsuniversalität Jesu Christi und der Kirche, Rom 2000, Abs. 17; William Levada, Antworten auf Fragen zu einigen Aspekten bezüglich der Lehre über die Kirche, Rom 2007, 5. Frage.
- 74 Ulrich Luz, Albert Schweitzer als Theologe, in: Albert Schweitzer – Facetten einer Jahrhundertgestalt, Berner Universitätsschriften 2013, S. 73 und 83 f.
- 75 Siehe Anm. 59, S. 139.
- 76 Siehe Anm. 2, S. 38 f.
- 77 Matthieu Arnold, Albert Schweitzer – Seine Jahre im Elsass (1875–1913), Leipzig 2019, S. 122.
- 78 A.a.O., S. 123.
- 79 Andreas Rössler, Protestantismus und Katholizismus in der Sicht Albert Schweitzers, in: MD 4/92, S. 74 (Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim, MdKI).
- 80 A.a.O., S. 76.
- 81 Albert Schweitzer, Kultur und Ethik, München 1960, S. 335.

Eine Pause zwischen 9 Uhr 30 und 10 Uhr vor dem Gottesdienst

Der deutsch-jüdische Arzt Heinz Barasch in Lambarene. Ärztlicher Dienst und der empfundene Missionsauftrag

Heinz Barasch, ein getaufter Jude, war unter dem Eindruck des in Breslau von der NS-Diktatur zentral gesteuerten „Judenboykotts“ am 1. April 1933 nach seinem abgeschlossenen Medizinstudium aus Deutschland geflohen. An den Generalsuperintendenten und späteren Bischof der Kirchenprovinz Schlesien, Otto Zänker schrieb er mit siebenundzwanzig Jahren aus Paris:

Paris, den 8. September 1933

Sehr geehrter Herr Generalsuperintendent!

Bitte verzeihen Sie mir, wenn ich mich heute wieder an Sie wende, aber ich bin nun schon über 3 Monate hier in Paris, und meine Lage hat sich noch immer in keiner Weise geändert und gebessert. [...] Es gibt hier in Paris etwa 20 bis 40 Tausend politische Flüchtlinge – ich zähle dabei auch Menschen mit, die wie ich bei der heutigen Konstellation in Deutschland nicht arbeiten und somit nicht leben können. [...] Es gibt hier Juden – und das ist die Mehrzahl der Flüchtlinge, und die können in jüdische, französische Betriebe oder zu Privatpersonen oder schließlich zu kirchlichen Kooperationen gehen und um Arbeitsvermittlung bitten. [...]

Zu Juden kann und will ich nicht gehen, denn ich bin überzeugter Christ und will auf keinen Fall, wie mir von jüdischer Seite öfter geraten wurde – meine Überzeugung verheimlichen. Und ebenso kann ich nicht bei einer der vielen politischen Hilfsorganisationen Unterstützung finden. Denn ich habe mich niemals in Deutschland in einer politisch links stehenden Organisation und Partei betätigt. Für mich bliebe als einzige Hilfe, mich an einige hiesige evangelische Stellen zu richten.

Darf ich Sie, sehr verehrter Herr Generalsuperintendent, nun bitten, mir eine Empfehlung an irgendeine derartige Stelle hier in Paris zu übermitteln? [...]

Vielleicht gibt es auch eine französisch evangelische Mission, bei der ich als Arzt unterkommen könnte. Vielleicht wissen Sie da einen Rat für mich. [...]

Mit meinen besten Grüßen bin ich Ihr sehr ergebener Heinz Barasch

Dieser Brief konnte mir als handschriftliche Kopie aus dem Staatsarchiv in Breslau auf Ersuchen zugesandt werden. Er belegt, dass Albert Schweitzers Spital in Lambarene Dr. Barasch auch hier in Paris noch über einen längeren Zeitraum unbekannt war.

*Paris, 2. Oktober 1934,
also erst 13 Monate später*

Sehr geehrter Herr Dr. Schweitzer!

Gestern haben die Kurse für Colonialmedizin begonnen. Ich habe Herrn Pfarrer Woytt in der Mitte der vorigen Woche geschrieben, und ihn gebeten, mir die nötige Geldsumme für die Kurse, Immatrikulation, Bücher usw. mit Ihrer Einwilligung zu überweisen. Ich denke, dass ich das Geld bald bekommen werde, da die Honorare ja im voraus bezahlt werden müssen.

Ich danke Ihnen schon jetzt sehr herzlich für die Überlassung des Geldes, das ich Ihnen ja später zurückerstatten werde. [...] Ich bin sehr froh, dass Sie nun, nach den anstrengenden Wochen intensiver Arbeit, etwas Ruhe gefunden haben. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir wieder einmal schreiben. Mit herzlichen Grüßen bin ich immer Ihr sehr ergebener H. Barasch.

Strassburg, den 12. Januar 1935

Sehr verehrter Herr Doktor Schweitzer!

Gestatten Sie auch mir, Ihnen zu Ihrem 60. Geburtstage meine besten und aufrichtigen Wünsche für ein noch langes Wohlergehen auszusprechen. Zugleich auch möchte ich Ihnen von meiner Verehrung und von meiner Dankbarkeit nochmals sagen, [...] dass Sie mich als Mitarbeiter in Ihr Werk aufgenommen und mir damit die Möglichkeit gegeben haben, meine Kräfte und meine künftige Lebensarbeit dort anzusetzen und in einer Weise, wie ich es mir wünschte und wie ich es tun muss gewiss der Aufgabe und dem Ruf, der an mich ergangen ist.

Von ganzem Herzen danken möchte ich Ihnen heute auch noch einmal für Ihr Buch über die Weltanschauung der indischen Denker. Ich habe es während meiner letzten Pariser Tage gelesen.

Ich weiss, dass Ihnen mein Urteil zu diesem Buch nicht viel sagen kann, auch will ich Ihnen versichern, dass ich keinerlei Anspruch auf Wichtigkeit oder Wertigkeit dieses Urteils stelle. Berufenere als ich haben es getan. [...]

Ich habe schon vor mehreren Jahren begonnen, ausgehend von der christlichen Religionsphilosophie und aus dem Wunsche heraus, diejenige anderer grosser Religionsstifter kennen zu lernen, mich mit dem Denken der Inder zu jeder Zeit vertraut zu machen. Aufgrund meiner völligen Unerfahrenheit war es mir aber immer nur möglich gewesen, da und dort und ohne Zusammenhang und richtige Folgerung Schriften über indisches Denken zu lesen. Ich hatte dabei immer den Wunsch, einmal etwas umfassend Richtungsgebendes zu lesen. Wie groß war jetzt meine Freude, Ihr Buch in die Hände bekommen zu haben. [...]

Ich bin sicher, niemand, der dieses Buch las [...] wird es fortlegen, ohne wirklich eine wesentliche Bereicherung seines Wissens und seines Wollens zu empfinden.

Mit meinen herzlichsten Grüßen bin ich in Verehrung und Zuneigung Ihr Barasch¹

Eine Mitarbeiterin mit Namen Gretel Sturm schreibt etwa zur gleichen Zeit an Albert Schweitzer in vielen vertrauensvollen Briefen aus Lambarene. Am 8. Januar 1935: „Vertreiben Sie den bösen Geist aus Norden“.

In den gesammelten Schriften Albert Schweitzers „Briefe aus dem Lambaréné-Spital. Berichte aus den Jahre 1930–1945“ (Berlin 1981)² beginnt das erste Kapitel für das Jahr 1935 mit dem Satz:

„Am 5. Februar, gegen Abend, schiffen die Pflegerin Lydia Müller, der Arzt Dr. Eduard Barasch³ und ich uns in Bordeaux ein. Es ist das fünfte Mal, dass ich die Fahrt nach Afrika antrete.“

Es endet nach etwa dreiwöchiger Reisezeit mit der Feststellung:

„Gleich bei der Ankunft, mitten in der Nacht, mache ich einen Rundgang durch die Krankenräume und zeige Dr. Barasch bei Laternenschein die Stätte seiner Wirksamkeit.“

In den fünf Monaten bis in den August 1935 blieb Albert Schweitzer in Lambarene. Unter diesen Umständen waren es für Dr. Barasch ideale Bedingungen in den dort gepflegten „Geist des Spitals von Lambarene“ hineinzufinden. Bis Anfang Juli 1936 versah Dr. Barasch dann als leitender Arzt seinen Dienst in Lambarene, anschließend in Zusammenarbeit mit Dr. Goldschmidt bis Januar 1937.

Lambarene, am 9. Oktober 1935
(seit 2 Monaten als leitender Arzt)

Sehr geehrter Herr Dr. Schweitzer,

ich danke Ihnen sehr für Ihren Brief aus Lausanne. Ich möchte Ihnen zuerst auf Ihre Fragen antworten. [...] Das kleine Mädchen mit dem großem Geschwür am Fuß, nach dessen Befinden Sie sich erkundigten, ist leider kurz nach Ihrer Abreise ganz plötzlich gestorben, obwohl das Ulcus zweifellos auf dem Wege der Besserung war. Das Kind war schon zu schwach und anämisch.

*[...] Mit den Mitarbeitern komme ich bisher gut aus. Ich will hoffen, dass es so bleibt. Als Sie mir vor Ihrer Abreise sagten, dass ich es nicht immer leicht haben würde, verstand ich das noch nicht. Ich habe inzwischen an Sie und Ihre Worte denken müssen. Ich habe mich oft beherrschen müssen und will es auch weiterhin tun, um ein friedliches und zweckmäßiges Zusammenarbeiten zu erzielen. Dass das nicht immer leicht ist, werden Sie wissen. Zudem bin ich ja noch sehr jung, und das Nachgeben fällt dann wohl immer etwas schwer. Aber nachher bin ich froh, dass ich mich überwunden habe, und ich glaube, dass man durch Selbstüberwindung am schnellsten und schönsten beim Menschwerden weiterkommt. Ich danke Ihnen, dass Sie mir Vertrauen geschenkt haben, und ich danke Ihnen, dass Sie mir damit eine schwere aber wertvolle Aufgabe gegeben haben. Mit herzlichen Grüßen bin ich stets
Ihr ergebener Heinz Barasch⁴*

Aus einem Brief von Heinz Barasch an Generalsuperintendent Zänker vom 6. November 1935, der in Breslau gefunden wurde:

„Es entspricht einem Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung, wenn ich Ihnen heute wieder schreibe aus meiner Tätigkeit als Missionsarzt im Werke Albert Schweitzers. Seit fast 9 Monaten arbeite ich nun hier und bin zufrieden und glücklich in dieser Arbeit.“

Ich habe all das gefunden, was ich gesucht habe. Sie selbst werden über die Größe und Bedeutung dieses Spitals im tropischen Afrika informiert sein. Wir haben ca. 300 Schwarze dauernd im Spital und eine viel größere Zahl im Monat von Leuten, die das Spital in Ambulanz aufsuchen [...] Dr. Schweitzer ist seit etwa dreieinhalb Monaten wieder in Europa, wo er für das Werk Vorlesungen und Konzerte gibt. Seit seiner Abreise habe ich die ärztliche Leitung des Spitals.“⁵

Lambarene, am 15. Dez. 1935

Lieber Herr Schweitzer,

Ich danke Ihnen sehr für Ihre Briefe aus Edinburgh. Ich hoffe auch, dass Sie mit den anderen Briefen, die Sie inzwischen von mir erhalten haben, zufrieden gewesen sind. [...] Vor einigen Tagen habe ich auch eine Elephantiasis von 8 Kilogramm operiert, in Lumbalanästhesie. Als der junge Mann noch auf dem Operationstisch sich von dem Resultat überzeugen konnte, fing er vor Freude zu weinen an. – Die Dankbarkeit der wenigen entschädigt für die vielen, die nicht dankbar sind. [...]

Die Abendandachten halte ich weiter und bin sehr glücklich dabei. Es kommen sehr viele, und ohne dass ich sie im geringsten dazu zwingen. Wahrscheinlich ist das, was ich den Schwarzen sage, nicht immer aufs Beste dargebracht, aber ich habe den Glauben, dass das reine Evangelium keiner hervorragenden Vermittler bedarf. Denn vorbereiten kann ich mich immer nur wenige Minuten nach Schluss der Pharmacie. Ich beginne mit einem Gesang, dann bete ich gemeinsam mit den Übersetzern, dann lese ich meistens eine Stelle aus dem neuen Evangelium, die ich interpretiere. Zum Schluss bete ich nochmals und mit einem Gesang schließt die Andacht. Das Schlussgebet lasse ich öfter von einem meiner Zuhörer sprechen, den ich am Schluss der Andacht dazu aufrufe.

Ich möchte den Schwarzen, die in das Spital kommen, etwas mitgeben, das bleibend sein kann und das sie in sich selbst entwickeln können. Ich möchte, dass sie ihre Gedanken auch einmal in glücklicher Befreiung von den Dingen ihres täglichen Lebens zu Höherem erheben können.

Ich arbeite an mir selbst, damit meine Worte wenigstens Überzeugungskraft bekommen. Ich habe den Glauben, dass ich durch den Dienst an den anderen selbst weiter kommen werde und muss.

Mit herzlichen Grüßen bin ich stets

Ihr ergebener Heinz Barasch

Dr. Barasch konnte nicht wissen, auf welche Merkmale Albert Schweitzer bei der Einstellung neuer Ärzte für sein Lambarene-Spital normalerweise achtete. Sie sind in dem im letzten Jahr erschienenen Buch von Mabika, Steinke und Zumthurn „*Schweitzers Lambarene*“ besonders deutlich beschrieben worden. „Jede Andeutung von missionarischem Eifer war für Schweitzer ein ausreichender Grund, die Person nicht einzustellen.“ und „dass die Hauptaufgabe seines Personals darin bestand, medizinische Dienste zu erbringen. Aus dieser Sicht waren missionarische Bemühungen in erster Linie eine Ablenkung.“⁶

Offenbar konnten Dr. Barasch Schweitzers Einstellungen in dieser Frage bis dahin überhaupt nicht bekannt gewesen sein, ging es ihm zunächst doch vor allem darum, seinen Beruf fern jeder jüdenfeindlichen Bedrohungen ausüben zu können. Außerdem hatte er sicherlich von Schweitzer gehaltene Andachten oder Gottesdienste in der Zeit von Februar bis Juli 1935 erlebt, denn jeden Sonntag hielten Schweitzer oder auch seine Mitarbeiter Gottesdienste für die Kranken und Mitarbeiter. Hiervon verdanken wir Jeanette Siefert einige Eindrücke aus ihren Berichten.

[...] „mit 100 Schlägen erklang der Ruf: Der Gottesdienst beginnt. Während dieser vorbereitenden Stunde ging ein Heilgehilfe durch die Baracken; mit einer lauten Schelle versehen und mit dem aufmunternden Ruf ‚Auf geht’s zum Gottesdienst, kommt alle herbei!‘ lud er die Kranken ein.“⁷

Anlass, sich mit diesem zur Routine des wöchentlichen Arbeitsablaufs im Spital gehörenden spirituellen Ritual genauer zu befassen, bot hier Schweitzers Aufforderung oder Bitte, solche zusätzlichen über den Sonntagsgottesdienst hinausgehenden Abendandachten zu unterlassen. Ein solcher Brief an Dr. Barasch ist natürlich nicht mehr zugänglich. Doch der einzige Brief, der markante Unterscheidungen hervorheben könnte, ist die Antwort des Dr. Barasch. Er benötigte für diesen Brief acht Monate, um seine Empfindungen schließlich Albert Schweitzer mitteilen zu können.

Dieser gehört zwar zu den siebenundzwanzig Briefen, die Dr. Heinz Barasch in der Zeit von 1934 bis 1953 an Albert Schweitzer während seiner medizinischen Dienste in Lambarene und später im Hochland von Kamerun geschrieben hatte. Aus einigen

dieser Briefe hatte ich während der „Colloquia Albert Schweitzer“ (4. bis 6.6.2025) in Mulhouse am 5. Juni vorgetragen. Doch jenen Brief hatte ich erst nach den Tagen von Mulhouse selbst entdecken, als Bilddatei herunterladen und transkribieren können.⁸ Er sei hier nun in seinem vollen Umfang zitiert, um die innere Konfliktlage des Dr. Barasch nachfühlen zu können:

Lambarene, am 15. August 1936

Lieber Herr Schweitzer,

Ich will Ihnen nun heute einen Brief schreiben, den ich in meinem Kopfe schon seit etwa 8 Monaten mit mir herumtrage. Immer wieder habe ich gezögert, aber heute will ich Ihnen das sagen, was ich Ihnen sagen muss.

Nach Ablauf dieses Aufenthalts in Ihrem Spital kann ich nicht mehr hierher zurückkommen. –

Als ich vor nunmehr 3 Jahren zum ersten Male an Sie von Paris aus nach Lambarene schrieb und Sie bat, mich als Missionsarzt anzunehmen, hatte ich keine genaue Vorstellung, was das heißt. Missions-Arzt zu sein. Gewiss hatte ich schon seit den letzten Jahren meines Studiums die Absicht, als Arzt später in irgend einem Missionswerk zu arbeiten. Hierbei spielte aber immer noch die ärztliche Tätigkeit, wenn ich an meinen späteren Beruf dachte, die Hauptrolle. Vollends war dies der Fall, als ich nach Mai 1933 Deutschland verlassen hatte und zunächst keine Aussicht mehr sah, als Arzt tätig sein zu können.

Kurz nach Ihrem Weggang aus Lambarene im August vorigen Jahres habe ich eine Wandlung durchgemacht. Ich empfand plötzlich die Pflicht, für die Schwarzen nicht nur Arzt⁹ zu sein, sondern Ihnen auch vom Evangelium Christi sprechen zu müssen. Es war mir klar geworden, dass ein Kranker, den ich von seinen Leiden befreien durfte, dennoch weniger glücklich sein musste, als ein Leidender, dem ich zwar als Arzt nicht helfen konnte, dem ich aber vom Leben Jesu und von dem sprechen konnte, was Jesus auch für ihn bedeutet.

Damals hielt ich einige Wochen lang Gottesdienste mit allen Kranken und Krankenwärtern. Während dieser kurzen Zeit habe ich eine für mich sehr wertvolle Lehre empfangen, nämlich, dass derjenige, der das Evangelium verkündet, es nur dann überzeugend tut, wenn er selbst Kämpfer für dieses Evangelium ist.

Sobald Sie von meiner bescheidenen Missionsarbeit erfahren hatten, baten Sie mich, sie einzustellen. Die Begründungen, die Sie mir damals nannten, konnte und kann ich nicht zu den meinigen machen. Dass ich Ihrem Wunsche dennoch sofort Folge leistete, verstand sich für mich von selbst.¹⁰ Es entsprang dem Gefühl der Dankbarkeit und der Verpflichtung, die ich Ihnen gegenüber immer, mein ganzes Leben lang haben werde.

Ich weiss, dass Ihre Zeit, Correspondenz zu teilen sehr beschränkt ist. Ich möchte Ihnen darum heute nicht alles das schreiben, was in mir vorgegangen ist, seit ich die Berufung fühle, Missionar zu sein. Ich habe vor wenigen Tagen erst Ihr Buch „Aus meinem Leben und Denken“ gelesen. Ich erinnere mich in diesem Augenblick gerade daran, was Sie schreiben, als Sie selbst plötzlich die Berufung spürten, Ihr Werk hier in Afrika zu beginnen. Sie selbst hatten schwer gegen die Meinung Ihrer Freunde zu kämpfen, die entweder an Ihrem guten Willen, d. h. an Ihrer Berufung zweifelten, oder Ihnen sonstige vielleicht wichtige aber für Sie doch belanglose Gründe Ihrem Tun entgegenhielten.

Lieber Herr Schweitzer, bitte glauben Sie mir, dass ich mich einfach diesem Ruf, der an mich ergangen ist, nicht einfach entziehen kann. Ich weiß, dass Gott mir diese Pflicht geschickt hat, wie sollte ich mich ihrer dann entziehen?!

Ihre Ansicht, dass, wer in Ihrem Werk als Arzt Gutes tut – und das kann man gewiss! – seine christliche Liebespflicht erfüllt, ist nicht die meine. Ich bin gewiss, dass es nicht nur meine Pflicht ist, den Schwarzen zu helfen, sondern dass ich mein Leben Gott zur Verfügung stellen muss. Dazu gehört, dass ich Menschen, die nichts von ihm wissen und nichts von Jesus wissen, es ihnen verkündige.

Erlauben Sie mir, dass ich mich hierbei auf den Apostel Paulus berufe, der in dem Brief an die Römer schreibt (Kap. 15/16): „Dass ich soll sein ein Diener Christi unter den Heiden, priesterlich in Worten des Evangeliums Gottes, auf dass die Heiden ein Opfer werden, Gott angenehm, geheiligt durch den heiligen Geist.“

Was ich nun tun werde und wie ich es tun werde weiß ich noch nicht genau; das ist auch nicht wichtig. Ich glaube, dass Gott mir im richtigen Augenblick den richtigen Weg zeigen wird.

Zum Schluss dieses Briefes möchte ich Ihnen noch einmal versichern, dass ich Ihnen mein ganzes Leben lang dankbar sein werde dafür, dass Sie mir in einer Zeit, als es mir in jeder Beziehung schlecht ging, geholfen haben. Diese Dankespflicht ist so stark,

dass ich Sie bitte, mir zu glauben, dass ich den Rest der Zeit, den ich als Ihr Mitarbeiter in Ihrem Werke noch bleiben werde – wie lange Sie mich bei sich behalten, überlasse ich vollkommen Ihnen – mit genau der gleichen Hingabe und mit dem gleichen Streben, das mir Bestmögliche zu leisten, verbringen will. Glauben Sie also nicht, dass ich nachlässig werde oder bin, weil ich ja doch von Ihnen fortgehe. Ich würde wahrlich meine neue und grössere Berufung schlecht auffassen, wenn ich meine Pflicht vergessen würde.

Im kommenden Februar werde ich 2 Jahre bei Ihnen sein. Als Sie mich von Europa hierher schickten, sagten Sie mir sofort, dass ich eventuell länger als 2 Jahre werden müssen. Ich werde und will mich dieser Verpflichtung nicht entziehen. Wenn es Ihnen möglich ist, bitte ich Sie, mich bis zum Ende Juli 1937 von hier fortgehen zu lassen. Wenn es nötig ist, dass ich länger bleiben soll, im Falle Sie nicht rechtzeitig ärztlichen Ersatz bekommen, bleibe ich länger. Noch einmal, ich will es mir zur Pflicht machen, Ihren Wünschen freiwillig Folge zu leisten. Es bleibt mir nur noch, Sie zu bitten, mir dieses Briefes wegen nicht zu zürnen. Ich will Sie nicht mit meinen Schwierigkeiten belasten.

Mögen Sie mich für noch so unfertig und unklug halten, glauben Sie wenigstens an meine Überzeugung. Mit herzlichen Grüßen bleibe ich Ihr ergebener Heinz Barasch.

In was für einen betäubenden Zwiespalt war Dr. Barasch hier geraten? Dieser ehrliche Brief macht es ohne jede Kommentierung deutlich. Er begründet, was sich vor der Entdeckung dieses Briefes nicht unmittelbar erschloss; anstatt eines weiteren Wirkens in „Schweitzers Lambarene“ der Wechsel zu seiner langjährigen weiteren ärztlichen und möglichen missionarischen Tätigkeit im Hochland von Kamerun bis 1945. Nachweislich bestand weiter ein respektvoller Briefwechsel zwischen beiden Ärzten bis Ende 1953. In keinem seiner Briefe vergaß Dr. Barasch, mit Dank auf Schweitzers helfende Hand hinzuweisen, die ihn vor möglichen oder befürchteten Verfolgungen in Europa bewahrte.

Hubert Steinke danke ich, dass er mich in Mülhausen auf diese Kontroverse hinwies. Jener Brief war mir vor allem in seinem Umfang bis dahin unbekannt gewesen. Zeigt diese Episode um die Abendandachten des Dr. Barasch, wie die Verfasser in jenem neu erschienenen Buch fragen sogar „Schweitzers Unwillen,

*Veränderungen im Alltag von Lambarene zu akzeptieren, für seinen Widerwillen die Kontrolle zu verlieren aber auch für seinen Unwillen, zu aktiv zu evangelisieren.“?*¹¹ Jenes hier voll zitierte Bekenntnisschreiben vom 15. August 1936 ist der 12. Brief von insgesamt 24 Briefen an Albert Schweitzer bis 1953. Die später nach Lambarene versandten Briefe, lassen jedoch keine Veränderungen in der Tonlage erkennen. Das Vertrauensverhältnis zwischen Dr. Barasch und Dr. Schweitzer blieb stetig.

Ein Unterschied, der in Kürze nur schwer zu beschreiben ist, liegt hier wohl in sehr gegensätzlichen theologischen Einstellungen und Erfahrungen. Heinz Barasch empfindet „[s]eine neue und grössere Berufung“ als eine Wegweisung Gottes, der er allerdings erst zu einer ihm gegebenen Zeit folgen müsse. So besteht er in einem deutlichen Gegenüber zu Albert Schweitzers bekundeter Absicht, nur mit Taten und nicht mit Worten in den Kolonien helfen zu wollen. Vielleicht kann hier auch eine kleines Zitat aus dem siebten Baraschbrief an Albert Schweitzer vom 15.12.1935 helfen, die theologischen Unterschiede zu erahnen:

„Wahrscheinlich ist das, was ich den Schwarzen sage, nicht immer aufs Beste dargebracht, aber ich habe den Glauben, dass das reine Evangelium keiner hervorragenden Vermittler bedarf.“

Viele Predigten Schweitzers sind heute überliefert, zwei davon auch von Jeanette Siefert aus Lambarene.¹² Es ist kaum zu übersehen, dass Schweitzer hier ganz anders dachte. Es ging ihm wohl weniger um Verkündigung der frohen Botschaft des Evangeliums als um das Tun, in der Praxis der Mitmenschlichkeit Jesu nachzufolgen. Auch ein solches Argument findet man im Buch von „Schweitzers Lambarene“ in Bezug auf die Sonntagsgottesdienste: bestätigt:

*„Ziel war es, seine Zuhörenden zu dem zu führen, was er als die zentralen Punkte des Christentums ansah, nämlich die Nächstenliebe Jesu und den Frieden mit Gott. Dabei hielt er sich an möglichst einfache Erzählungen und kleidete [...] biblische Themen in ein afrikanisches Gewand.“*¹³

In seinem Anspruch, die Verkündigung des Evangeliums als eine höhere Aufgabe zu bewerten, bleibt Dr. Barasch merkwürdig zurückhaltend in der Aussage am Schluss seines Briefes. Er

möchte Schweitzer nicht mit seinem Problem belasten, bittet demütig, ihm nicht zu zürnen. Schweitzers Antwort bleibt für uns auch hier unzugänglich. Doch Barasch schrieb:

Lambarene, am 4.10.1936

Lieber Herr Schweitzer,

Ich danke Ihnen für Ihre beiden Luftpostbriefe. Es ist mir eine ganz große Erleichterung zu wissen, dass Sie mir nicht zürnen.

Ich danke ihnen auch für Ihre Fürsorge und Besorgnisse meinetwegen. Ich selbst – obwohl ich noch immer nichts Sicheres über meine Zukunft weiss – bin ich ohne Furcht. Ich glaube nämlich, dass Gott mich nicht zu seiner Arbeit berufen hätte, wenn Er mir nicht auch die Umsetzung in die Tat sicher stellen würde. So bin ich sehr zuversichtlich. Inzwischen werden Sie meinen anderen Brief, in dem ich Ihnen von meiner eventuellen früheren Heimreise schrieb, erhalten haben. In Interesse des Spitals wünschte ich, dass diese frühere Abreise nicht nötig sei.¹⁴ Mit herzlichen Grüßen bleibe ich Ihr ergebener Heinz Barasch

Inzwischen hatte Dr. Barasch Kontakt mit der Evangelischen Missionsgesellschaft in Paris aufgenommen und nach entsprechenden schriftlichen Verhandlungen einen Auftrag für die Leitung eines Spitals im Hochland des Kamerun erhalten. Dies teilte er Schweitzer in einem Schreiben vom 27.10.1936 mit. Aus diesem Brief sei im Folgenden zitiert:

„Da ich die Stelle als Leiter eines Spitals im Herbst nächsten Jahres antreten soll, bitte ich Sie sehr, dass Sie mir die Genehmigung erteilen, meine Naturalisation von hier aus zu beantragen. Ich verspreche Ihnen, dieses nicht ohne Ihre Einwilligung zu unternehmen. Aber ich bitte Sie sehr, Herr Schweitzer, sie mir zu geben. Da ich nur sehr kurze Zeit in Europa mich aufhalten werde, habe ich keine Zeit die Naturalisation von da aus zu beantragen. Darum kann ich das nur von einem Ort aus, an dem ich seit mindestens 6 Monaten ansässig war. Solange werde ich mich aber nirgends aufhalten, da ich im ganzen nicht länger werde in Europa bleiben können. – Nachricht von meinen Geschwistern betreffs ihrer Auswanderung habe ich noch nicht. Demnächst erlaube ich mir auch noch die Bitte an Sie, mich auf jeden Fall im März kommenden Jahres von hier zu entlassen. Sollte ich erst im Juni

abfahren können, so würde ich nur 3 oder 4 Monate in Europa bleiben können. Das wäre vielleicht doch etwas zu wenig nach 2 Jahren Afrikadienst. Im Herbst nächsten Jahres aber muss ich auf jeden Fall von Europa abfahren.

Bitte verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen Unannehmlichkeiten bereite. Ich würde es gerne nicht tun. Aber die Umstände liegen, wie ich es schrieb. Mit herzlichen Grüßen bleibe ich Ihr ergebener Heinz Barasch.“

Abgesehen von den Bitten für seine zukünftigen Vorhaben wirkte Dr. Barasch wie versprochen weiterhin gewissenhaft als Arzt im Team des Spitals von Lambarene.

Doch in der ersten Woche nach Neujahr 1937 müssen Ereignisse, die heute nicht mehr zu erfahren sind, für Dr. Barasch eine unumkehrbare, fast dramatische Wende herbeigeführt haben. Das wird in dem folgenden allerletzten Brief aus Lambarene besonders deutlich.

Lambarene, am 7.1.37

Sehr geehrter Herr Schweitzer,

Es fällt mir unendlich schwer, Ihnen von meiner Entscheidung zu schreiben, die diesmal unabänderlich ist. Wichtigste private, rein menschliche Angelegenheiten zwingen mich, mit dem nächsten Schiff, das ist am 20. Januar, nach Europa zurückzureisen.

Ich bitte Sie vielmals um Verzeihung für das große Unrecht, das ich Ihnen damit antue. Ich weiß, dass ich unrecht an Ihnen handele; aber ich glaube, dass ich im Interesse des anderen – von dem ich Ihnen später sprechen möchte – dieses Unrecht tun muss; um größeres zu vermeiden. Fast glaube ich, dass Sie mir nicht vergeben. Dennoch wage ich es, Sie darum zu bitten. Ich weiß, dass ich nun immer in tiefster Schuld bei Ihnen stehen werde und bin darum unendlich traurig. Ich bitte Gott, dass er mir verzeiht. Mit dem Ausdruck größter Demut bin ich Ihr Heinz Barasch PS. Meine Heimreise werde ich selbst bezahlen.

Auch hier lässt sich nicht mehr ermitteln, welche Umstände Dr. Barasch zu diesem Schritt zwangen. Es könnte sich um Probleme seiner Geschwister gehandelt haben, wie es sich in dem Brief vom 27.10.1936 andeutete. Vermutet werden könnte auch ein partnerschaftliches Anliegen für seine zukünftigen

Ziele. Tatsächlich ist eine engagierte Mitarbeiterin aus Lambarene, die Dr. Barasch dort hatte kennenlernen können, im Laufe des Jahres 1937 mit ihm verheiratet ins Hochland von Kamerun gegangen. Es war Gretel Sturm.¹⁵ Auch von ihr finden sich im Archiv Günsbach 12 vertrauensvolle Briefe an Albert Schweitzer. Aus ihren Briefen erfahren wir, dass sie Ende November 1936, knapp zwei Monate vor diesem Abschiedsbrief von Dr. Barasch ihre Heimreise angetreten hatte.

Im Albert-Schweitzer-Zentralarchiv in Günsbach befinden sich zwei begünstigende Zertifikate von Dr. Schweitzer in französischer Sprache über die zweijährige medizinische Arbeit des Dr. Barasch. Übersetzt heißt es am Schluss der zweiten Bescheinigung: „[Er] verfügte über sehr umfassende medizinische Kenntnisse und führte in dieser Zeit 475 Operationen durch.“ Sicher war dies als Hilfe für dessen neue Arbeitsstelle in Kamerun gedacht. Hinzu kommen fünf weitere Barasch-Briefe bis 1953, die jedoch kaum darüber Auskunft geben können, inwieweit er seine als Berufung empfundene missionarischen Absichten im Spital von Bangwa hat umsetzen können. So bleiben nur ein paar Markierungen aus den überlieferten Briefen von Gretel und Heinz Barasch aus der Zeit von 1938 bis 1956.

Den ersten Brief, der aus dieser Zeit im Archiv erhalten ist, hat Gretel Barasch nach Lambarene geschickt kurz vor der Abreise Albert Schweitzers nach Europa. Er beginnt daher etwas traurig. Er sei im vollem Umfang zitiert, weil hier auch zwischen den Zeilen Vermutungen nachgespürt werden könnte.¹⁶

Bangwa, 18.12.38

Lieber Herr Schweitzer,

Sie schreiben mir, dass ich Sie in der Trockenzeit nicht mehr besuchen kann. Ich bin sehr betrübt darüber, denn ohne Ihr Dortsein werde ich natürlich die Reise nicht unternehmen. Hoffentlich haben Sie den Aufenthalt nicht zu sehr verlängert diesmal u. sind Sie nicht zu sehr ermüdet von den Strapazen des Klimas u. Ihrer ganzen Arbeit.

Ich denke täglich an Sie u. das Spital, u. eigentlich immer sehr intensiv. Heinz und ich reden öfter von Ihnen u. vom Guten u. werden gewiss nicht vergessen was wir durch Sie dort gesehen und gelernt haben. Heinz ist seit einer Woche krank was mich in Anbetracht

seiner ganzen Ermüdung sehr beunruhigt. Er war immer sehr unvernünftig u. wollte nicht haushalten mit seinen Kräften. Ich weiss noch nicht wie er die noch zwei kommenden Jahre ertragen wird. Unser Christian wächst u. gedeiht u. macht uns viel Freude. Das Spital vergrößert sich ungeheuer, die Schwarzen kommen immer zahlreicher; fast möchte ich sagen leider, Heinzens wegen, denn das Mass seiner Arbeitsmöglichkeit ist längst überschritten.

*Wir werden Weihnachten an Sie denken, lieber Herr Schweitzer, an Sie u. alle im Spital. Zum Fest und ins neue Jahr und zu Ihrem Geburtstag, viele herzliche Glückwünsche. Lassen Sie sich sehr herzlich grüßen, auch von Heinz,
Ihre Gretel Barasch*

Ob Heinz Barasch in dem ihm anvertrauten Spital im Hochland des Kamerun, wo er insgesamt fast 8 Jahre während der ganzen Zeit des in Europa wütenden Weltkrieges wirkte, seiner empfundenen Berufung folgen konnte, ist nicht zu ermitteln. Zumindest jedoch für die ersten drei Jahre bis 1940 kann man sich das als Leser gut vorstellen. Auch die Andeutungen über die Freuden der noch jungen Familie Barasch dürften zur Relativierung seiner Lebensziele beigetragen haben.

Zwei Briefe Dr. Baraschs vom Spital von Bangwa nach Lambarene sind erhalten geblieben. Nur von hier schrieb er ausschließlich in französischer Sprache. Das vorläufige Ende seiner Tätigkeiten in Bangwa zeigt die Übersetzung der letzten Zeilen vom 23. Mai 1945:

*Wir bereiten unsere Rückkehr vor, da wir sehr müde sind. Ich denke, wir werden zunächst ins Elsass gehen. Später werden wir sehen, wie sich die Lage in Europa entwickelt. Sehr geehrter Herr Doktor, ich verbleibe mit freundlichen Grüßen und besten Wünschen
Ihr H. Barasch*

Schon im Januar 1945 schrieb Dr. Barasch davon, dass er sich immer noch sehr müde fühle und fügte als Bemerkung hinzu: „– aber das ist das Schicksal von uns allen, die wir zu lange in Afrika geblieben sind“.

Drei Briefe sind außerdem noch erhalten, die Dr. Barasch an Albert Schweitzer bis 1953 schrieb. Sie markieren seinen schwierigen Weg, endlich als Arzt in Frankreich praktizieren

zu dürfen. In der ersten Nachricht dieser Reihe, geschrieben am 13. Januar 1949, mit großem Abstand zu allen Briefen aus Afrika, gratuliert er zu Schweitzers Geburtstag und kann außerdem mitteilen, dass er nach langen Bemühungen endlich die französische Staatsbürgerschaft und nach einer Reihe mehrerer Examen auch den Titel eines französischen Arztes erhalten habe. Der Brief schließt mit Blick in die Zukunft:

„Und vor wenigen Wochen habe ich dann noch die Qualifikation für Chirurgie in Frankreich erhalten. Am 19. Februar werden wir uns in Marseille auf der „Conida“ wieder für den Cameroun einschiffen. Am 1. Juli haben wir noch ein kleines Mädchen bekommen, Catherine. Gretel und den Kindern geht es gut. Ich hoffe so sehr, Sie noch vor meiner Ausreise in Strasbourg einmal sehen und sprechen zu können. Leben Sie wohl, lieber Herr Schweitzer; ich wünsche Ihnen Gesundheit und die Kraft, noch lange Jahre in Lambarene wirken zu können. Sehr herzliche Grüße auch von Gretel, Ihr ergebener Heinz Barasch“

Der folgende drei Jahre später datierte Brief sei hier in vollem Umfang zitiert, um die Situation für die Familie Barasch besser nachfühlen zu können:

Dr. Barasch *Le 10.11.52*
St. Lionard
Bas Rhin

Lieber Herr Schweitzer,
ich danke Ihnen herzlichst für Ihren Brief und für das Zeugnis. Ich danke Ihnen auch für Ihren Rat, nicht in Europa zu bleiben, sondern nach Afrika zurück zu gehen, aber ich glaube, dass selbst wenn wir jetzt wieder nach Cameroun gehen, wir dennoch in Kürze verpflichtet sein würden, in Europa zu bleiben. Wir haben nun nur noch ein kleines Mädchen von vier Jahren, von dem wir uns in keinem Falle trennen werden und das ja eines Tages in die Schule gehen muss. Zudem wird es für mich von Jahr zu Jahr immer schwieriger, mich immer später in Frankreich nieder zu lassen. Ich weiß wohl, dass ich Schwierigkeiten und Enttäuschungen haben kann, vor allem wegen meiner doppelt-belastenden Abstammung. Aber ich glaube, dass ich dies auf mich nehmen und mit Mut ertragen muss.

Nach langem Suchen stehen mir zwei Plätze zur Wahl vor: einer in Obernai und ein anderer an le Côte d'Azur. Zunächst aber fliege ich am kommenden Samstag nach Cameroun, um dann per Schiff mit unseren Kisten zurück zu kommen.

Ich danke Ihnen nochmals für Alles, was Sie für mich getan haben, und ich wünsche Ihnen eine gute Überfahrt.¹⁷ Mit herzlichen Grüßen auch von meiner Frau bleibe ich Ihr sehr ergebener H. Barasch

Für uns wird nicht ganz leicht nachzuvollziehen sein, welche Sorgen sich Heinz Barasch hier im Anfang der fünfziger Jahre noch um seine „doppelt-belastende Abstammung“ macht. Das zu erfühlen, dürfte uns heute allerdings wieder weniger schwerfallen.

Auf diesem Brief findet man mit dickem Stift geschrieben eine Bemerkung von Schweitzer rot eingerahmt: „Barasch bleibt in Europa“ und quer durch den oberen Text das Wort: „Erledigt!“ Auch hier ist nicht ganz klar, was damit gemeint ist. Die einfachste Vermutung wäre: Barasch ist nun zum Glück nicht mehr auf Hilfe angewiesen. Könnte man darin aber nicht auch ein gewisses Bedauern über den nunmehr ganz anderen weiteren Weg seines Dr. Barasch vermuten?

In den Begründungen von Heinz Barasch versteckt, erkennt man auch die traurige Nachricht vom Verlust des Sohnes der Familie. Es sind zusätzliche Enttäuschungen im Zusammenhang mit der ihn besonders „doppelt-belastenden Abstammung“. ¹⁸ Solche schweren Belastungen und ihre Ursachen kann man nur ahnend wahrnehmen. Es bleibt Vieles verborgen.

Im allerletzten Brief, abgeschickt von seiner neuen Adresse der Arztpraxis an der Côte d'Azur

Docteur Henri Barasch
5. Boulevard du Général-Leclerc
Beausoleil

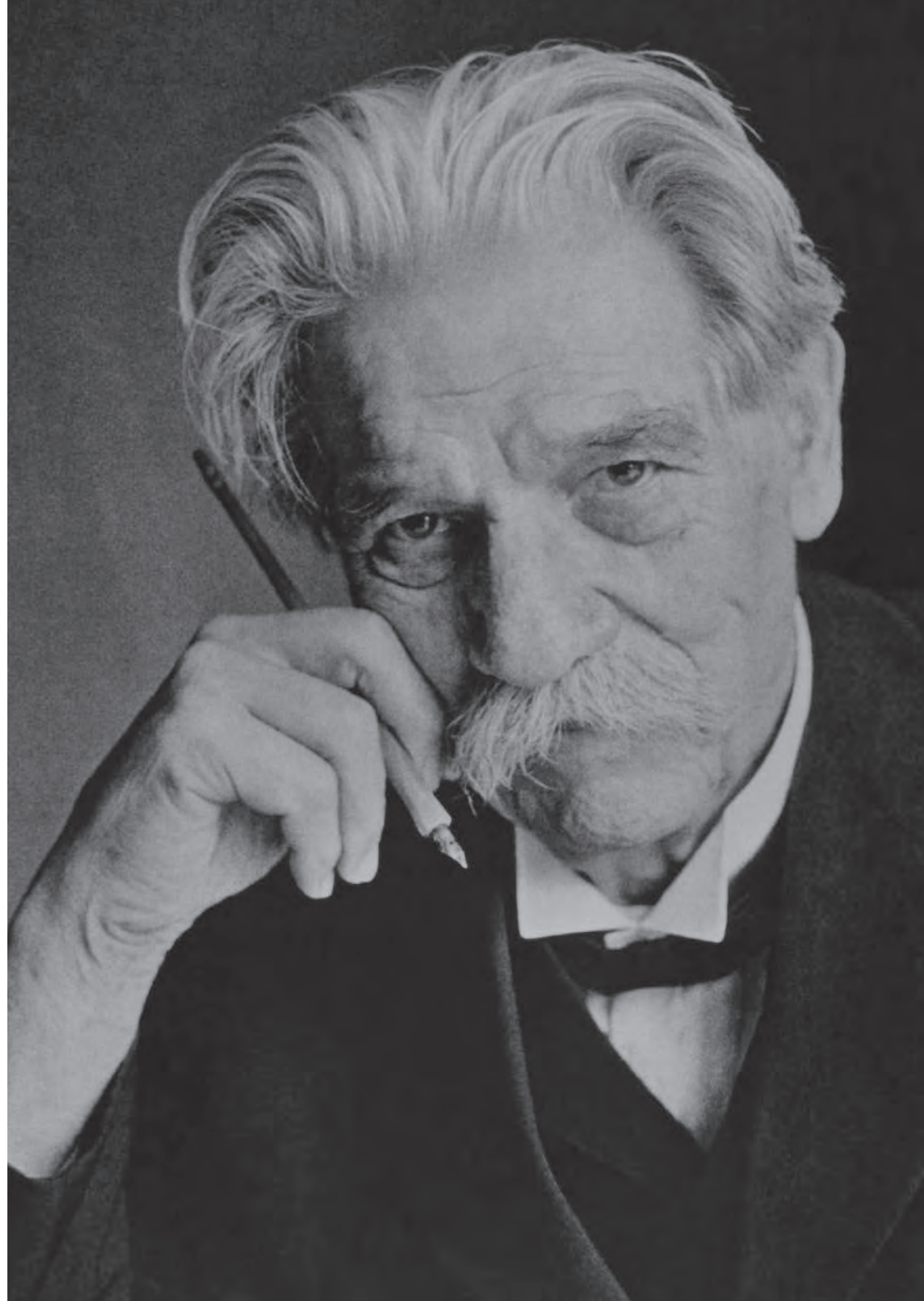
mit Datum vom 9. November 1953 gratuliert auch Henri Barasch in deutscher Sprache Albert Schweitzer zum Friedensnobelpreis, nicht ohne noch einmal für alle Hilfen Schweitzers zu danken.

Die folgenden Zeilen seines Briefes möchte ich abschließend wörtlich zitieren:

„Gretel und ich denken sehr sehr oft an Sie, an Lambarene wo wir mit Ihnen unter Ihrer Obhut arbeiten durften. Den Antrieb bei der Ausübung der Medizin vor allem und dem rein Menschlichen Wichtigkeit und Wert zu geben, habe ich während meines damaligen Aufenthalts bei Ihnen in Lambarene erhalten. Ich werde das nie vergessen und niemals werde ich auch vergessen, wie Sie damals, bevor ich zu Ihnen kam, bevor Sie mich kannten, dem Heimatlosen zu Hilfe kamen.“

Dies schrieb Dr. Barasch im Alter von 47 Jahren, 20 Jahre nachdem er nach seinem Staatsexamen an der Universität Breslau aus Deutschland geflohen war. Eine Rückkehr nach Deutschland hatte er nie mehr erwogen.

- 1 Ausgewählte Abschriften aus Originalhandschriften des Dr. Barasch – Archiv Günsbach.
- 2 Einzusehen im Archiv des Deutschen Albert Schweitzer-Zentrums in Offenbach.
- 3 Dr. Heinz Barasch hätte es eigentlich heißen müssen.
- 4 Siehe Anm. 1. Sie gilt für alle Briefe des Dr. Barasch an Albert Schweitzer. Dessen Antworten sind leider unzugänglich.
- 5 Karol Jonca, Evangelische Kirche in Schlesien gegen die rassistische Politik der NSDAP, Quelle erläutert in: Klaus Stoevesandt, Von Lambarene ins nationalsozialistisch besetzte Frankreich, Offenbach am Main 2024, S. 23.
- 6 Hines Mabika/Hubert Steinke/Tizian Zumthurn, Schweitzers Lambarene, Göttingen 2024, S. 54 f. und 146. Das Buch mit einer Fülle von weiterführenden Informationen ist als e-Book frei zugänglich und kann daher sehr gut durchsucht werden.
- 7 Jeanette Siefert, Meine Arbeitsjahre in Lambarene 1933–1935, Tübingen 1986, S. 146.
- 8 Den Hinweis auf einen Brief zu dieser Kontroverse verdanke ich Hubert Steinke.
- 9 Von Schweitzer dick angestrichen markiert.
- 10 Von Schweitzer dick angestrichen markiert.
- 11 Mabika/Steinke/Zumthurn (wie Anm. 6), S. 185.
- 12 Siefert (wie Anm. 7), S. 146 ff.
- 13 Mabika/Steinke/Zumthurn (wie Anm. 6), S. 184.
- 14 Bemerkung von Schweitzer: „(Sie ist überhaupt nicht nötig). AS.“
- 15 Siehe oben S. 52
- 16 Diesen Brief habe ich vom handschriftlichen Original wort- und getreu der Zeichensetzung abgeschrieben.
- 17 Dezember 1952: Albert Schweitzers zehnte Fahrt nach Lambarene.
- 18 Siehe oben S. 50



„Ehrfurcht vor dem Leben“ und „Denken ohne Geländer“ Was Albert Schweitzer mit Hannah Arendt verbindet

Albert Schweitzer und Hannah Arendt: Zwei Stimmen des 20. Jahrhunderts, die auf ganz unterschiedliche Weise um zentrale Probleme kreisen, die auch uns beschäftigen, nämlich wie Menschen leben sollen in einer Welt, die zugleich technisch, entfremdet und bedroht ist. Albert Schweitzer, Musiker, Arzt, Theologe und Philosoph, formulierte die Ethik der *„Ehrfurcht vor dem Leben“* als moralische Grundregel: *„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“* Arendt, politisch-theoretische Beobachterin der Moderne, entwarf eine Analyse der Welt, in der politisches Handeln, Urteilskraft und das gemeinsame öffentliche Leben die Bedingungen menschlicher Würde bilden.

Schweitzers Ethik ist lebensnah und radikal zugleich. Sie fußt auf dem Satz, dass jedes Leben schützenswert ist. Daraus folgt die Pflicht, Leid zu vermindern und Leben zu erhalten. Sein Engagement als Arzt in Lambaréné ist keine Sentimentalität, sondern eine lebenspraktische Ethik. Moralische Entscheidung heißt, konkrete Verantwortung zu übernehmen, auch wenn die Handlung unpopulär oder entbehrungsreich ist. Schweitzer schlägt damit eine Brücke zwischen religiöser Grundmotivation und praktischem Tun, eine Ethik, die Demut und hohe Inanspruchnahme gleichermaßen erfordert.

Arendts politische Theorie beginnt an anderer Stelle. Nicht beim metaphysischen Wert des Lebens, sondern bei der Bedingung, unter der Leben überhaupt menschlich möglich ist, der *„Welt“*, die Menschen herstellen und teilen. Zentral sind für sie das Handeln als politischer Anfang, die Pluralität als Bedingung des Politischen, als Quelle zu neuen Anfängen. Arendt sieht die Gefahr darin, dass Systeme, Bürokratien und totalitäre Mechanismen Menschen so instrumentalisieren, dass Handlungsfähigkeit und Urteilskraft verkümmern. Ihr Anliegen ist deshalb institutionell, stellt die Frage: Wie schützt man den

öffentlichen Raum, in dem Menschen sprechen, widersprechen und urteilen können?

Wo berühren sich nun die Wege von Schweitzer und Arendt? Beide teilen ein hohes Ethos der Verantwortung und eine tiefe Skepsis gegenüber ungebremster Technik- und Fortschrittsgläubigkeit. Schweitzers kosmologischer Blick auf die Natur und seine Verpflichtung, Leben zu schonen, vervollständigen Arendts Sorge um die Welt als gemeinsam hergestellten Lebensraum. Technik darf die Welt nicht so umbauen, dass sie die Bedingungen des Politischen und des menschlichen Zusammenlebens zerstört. Politisches Handeln, das Arendt fordert, ist nicht nur Machtverwaltung. In Kombination mit Schweitzers Ethik wird daraus die Aufforderung, politische Macht so zu institutionalisieren und zu vergesellschaften, dass sie Leben schützt, fördert und nicht instrumentalisiert. Gemeinsam ist ihnen die Forderung nach einer Ökonomie, die nicht auf Gewinnstreben aus ist, sondern Menschlichkeit in den Mittelpunkt stellt. Wer andere ausbeutet oder Ausbeutung zulässt, verstößt gegen Prinzipien der Menschlichkeit, verhält sich lebensfeindlich. Grenzenlose Menschlichkeit im Denken und Handeln ist Schweitzers Devise, Arendts *„Recht, Rechte zu haben“* ist zeitlos gültig, stärkt den Willen gegen Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit.

Aktuellste Felder, bei denen diese Verbindung fruchtbar ist: Die Digitalisierung, Algorithmen, Plattformökonomien und automatisierte Entscheidungsprozesse entkoppeln oft Verantwortung von Wirkung. Arendt hat eindringlich gezeigt, wie bürokratische Strukturen Denken und Gewissen abstumpfen können. Schweitzer erinnert uns daran, dass solche Abläufe lebensfeindlich sind und künftige Generationen schädigen können. Die Kombination sagt klar: Technikregulierung muss ethisch fundiert und politisch öffentlich verhandelbar sein.

Auch in Sozialgesetzgebung, Klima- und Flüchtlingspolitik und Medizinethik, um einige aktuelle Diskussionsfelder exemplarisch zu nennen, ergänzen sich die Einsichten von Schweitzer und Arendt. Arendts Begriff *„das Recht, Rechte zu haben“* mahnt zu Institutionen, die Menschen Schutz gewähren. Schweitzers Ethik verlangt, dass diese Institutionen Leben selbst in den Blick nehmen, Gesundheit, Pflege, ökologische Unversehrtheit. Beide zusammen fordern eine Politik, die nicht nur Rechte verwaltet,

sondern Verantwortung für das Fortbestehen und Gedeihen von Leben übernimmt. Schweitzers Satz „*Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will*“, ist Appell und Mahnung in unserer aktuellen politischen und gesellschaftlichen Situation mit Bedrohungen durch menschenverursachte Klimakatastrophen, soziale Verwerfungen und Zunahmen von Kriegen und exzessiver Gewalt.

Ein weiterer Berührungspunkt ist die Frage nach dem Bösen und der Verantwortung Einzelner. Arendts berühmter Begriff der „*Banalität des Bösen*“ erinnert daran, dass Gedankenlosigkeit und Systemgehorsam zur Teilnahme an Unmenschlichkeit führen können. Nicht gleichgültig dürfen wir sein gegenüber der Zunahme von Armut und nicht zulassen dürfen wir, dass täglich Menschen bei der Abwehr von Flüchtlingen vor den Toren Europas im Mittelmeer ertrinken. Schweitzer fordert eine geübte ethische Achtsamkeit, die solchen Mechanismen Grenzen setzt. Zusammengenommen liefern sie eine doppelte Prävention: Institutionelle Gestaltung, die verantwortungsloses Systemverhalten verhindert, und moralische Praxis, die Menschen befähigt, verantwortlich zu sein, wenn es darum geht, Leben zu schützen, wenn es darum geht, mutig aufzustehen gegen eine fossile Kultur, die die Menschheit in eine ungeahnte Katastrophe führt und wenn es darum geht, sich stark zu machen für Friede, Gerechtigkeit und Freiheit. Der Mut jedes Einzelnen ist erforderlich bei der Veränderung zu mehr Menschlichkeit. Denn „*wir sind frei*“, so Hannah Arendt, „*frei die Welt zu verändern*“.

Schweitzer und Arendt haben unterschiedliche theologische Orientierungen, die ihr Denken prägen. Schweitzer ist tief in christlicher Tradition verwurzelt, zugleich empirisch und asketisch. Seine Leben-Jesu-Forschung und seine Theologie münden in einer praktischen Ethik, die religiöse Motivation ohne dogmatische Exklusivität formuliert. Arendt ist ebenso theologiekonform und religionssensibel. Sie verwendet biblische Bilder und christlich-jüdische Kategorien als interpretative Ressourcen, jedoch nicht als Glaubensbekenntnis. So entsteht bei ihr eine säkular-politische Lesart religiöser Motive, die politisches Urteilen stärkt, ohne metaphysische Sicherheiten zu reklamieren.

Daraus folgt zukunftsorientiertes Handeln. Schweitzers Ethik und Arendts „*Denken ohne Geländer*“ haben universellen

Anspruch, weswegen diese Lehren Lücken moderner Politik füllen. Schweitzer die moralische und ökologische, Arendt die institutionelle und deliberative. Schweitzers Ethik eignet sich zur Weiterentwicklung zu einer Responsibility-Ethik, die auch nichtmenschliche Interessen berücksichtigt, so der verantwortungsbewusste und achtsame Umgang mit jeder Form des Lebens. Arendts Theorie ist anschlussfähig an Debatten über demokratische Erneuerung, deliberative Foren und Bürgerräte, weil sie Urteil, Pluralität und die Bedeutung des öffentlichen Raums betont.

Konkrete Politikempfehlungen lassen sich knapp fassen: Regulierung der Technik überhaupt, ethisch fundierte Gesundheits- und Umweltpolitik, Bildung für Urteilskraft auch konkrete Integration flüchtender Menschen und Bekämpfung von Armut.

In konkreten Politikfeldern zeigt sich, wie produktiv die Verbindung beider Denktraditionen sein kann. In der Medizinethik etwa fordert Schweitzers Einsicht in die Würde allen Lebens Zurückhaltung gegenüber instrumenteller Verwertung, eine Mahnung, die in Zeiten gentherapeutischer Eingriffe, algorithmischer Diagnostik und Renditeorientierung im Gesundheitswesen aktueller ist denn je. Arendt ergänzt dies mit der Forderung nach öffentlicher Verantwortlichkeit. Medizinische Entscheidungen müssen nicht nur fachlich, sondern deliberativ legitimiert werden. Praktiken wie Ethikkommissionen sind ein Ansatz, doch sie müssen öffentlich transparenter und partizipativer werden.

Im Klimadiskurs liefert Schweitzers Betonung der gegenseitigen Lebensabhängigkeit eine moralische Basis für Generationengerechtigkeit. Arendts Analyse der modernen Welt erklärt, warum institutionelle Kurzsichtigkeit und kurzfristige Gewinninteressen politische Reformen blockieren. Gemeinsam bieten sie das Argument, dass ökologisches Handeln sowohl ethisch begründet als auch politisch organisiert werden muss.

Bildung ist ein weiterer Schlüssel: Schweitzer impliziert mit seiner Ethik, dass moralische Haltung durch Vorbild und praktische Erfahrung geübt wird. Arendt wiederum betont die Rolle von Sprache, Urteil und politischer Erziehung, um Menschen zur Teilnahme am öffentlichen Leben zu befähigen. Eine Bildung, die beides verbindet, Pflichten gegenüber dem Leben und Urteils-

fähigkeit gegenüber dem Politischen, wäre resilient gegenüber Populismus und technokratischer Verwissenschaftlichung.

Nicht zuletzt bleibt die Frage der Verantwortung im Angesicht des Bösen. Arendts Begriff der „*Banalität des Bösen*“ warnt, dass Gedankenlosigkeit und Gewohnheit zur Mitwirkung an unmenschlichen Systemen führen können. Schweitzer fordert ethische Achtsamkeit, die solche Mitwirkung von vornherein zu verhindern sucht. Die Kombination ergibt eine doppelte Prävention. Institutionelle Filter gegen systemische Gewalt und persönliche, praktisch geübte Sensibilität gegenüber dem Leiden anderer.

Für die politische Praxis heißt das konkret: Legislative Innovationen, Technik, Gesundheit und Umwelt zusammendenken, eine zivile Kultur, die persönliche Verantwortung belohnt und bürokratische Verantwortungsabschiebung sanktioniert. Weiterhin ein Bildungssystem, das nicht nur Fakten vermittelt, sondern Urteil, Empathie und Urteilsfähigkeit kultiviert, nicht zu vergessen internationale Institutionen, die Staatenlosigkeit verhindern und Schutzrechte durchsetzbar machen. Schweitzers Praxis in Lambaréné liefert das Beispiel tätiger Solidarität. Arendts Schriften liefern die Diagnosemechanik, um Institutionen zu formen, die solche Solidarität möglich machen.

Praktisch umsetzbar wären Pilotstrategien: Lokale Öko- und Gesundheitsforen mit Bürgerbeteiligung, juristische Prüfungen technischer Systeme auf Auswirkungen für künftige Generationen, verbindliche Ethikmodule in medizinischen und technischen Studiengängen und transnationale Mechanismen, die Staaten zur Aufnahme Geflüchteter verpflichten, wenn nationale Systeme versagen. Diese Vorschläge sind kein Allheilmittel. Sie sind normativ und plural, sie fordern politische Stärke, die den Mut zur Positionierung hat.

In einer Zeit, in der viele Menschen Politik als entmenslicht erleben, können die Kombinationen von Schweitzers Ethik und Arendts Theorie der Öffentlichkeit neue Energie freisetzen. Es geht nicht um Rückkehr in vergangene Moralförmlichkeiten, sondern um die Anpassung an aktuelle gesellschaftliche Bedingungen. Dazu zählen digitale Transparenz, Klimagerechtigkeit und eine erneuerte Praxis des öffentlichen Urteils. Wer das ernst nimmt, erkennt: Ethik muss institutionell werden, Politik muss moralisch reflektiert sein.

Abschließend noch dies: Schweitzer und Arendt mahnen uns zur Balance von Mitgefühl und öffentlicher Verantwortung. Ihre Lehren sind kein fertiges Programm, sondern Prozesse, bei denen es kulturelle und geistige Entwicklung gibt. Dies ist die dringende Aufgabe unserer Zeit. Es geht darum, Entscheidungen so zu treffen, dass Leben heute und morgen im Geiste von Albert Schweitzers Ethik der Ehrfurcht vor allem Leben möglich bleibt. In ihrer Hinwendung zum Leben und in der Liebe zur Welt sind sich Albert Schweitzer und Hannah Arendt ganz nah.

Quellen:

Hannah Arendt, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, hrsg. v. Thomas Meyer, München 2020.

Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, übersetzt von Brigitte Granzow, hrsg. v. Thomas Meyer, München 2022.

Hannah Arendt, *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken*, hrsg. v. Ursula Ludz, München 2012.

Hannah Arendt, *Responsibility and Judgment*, New York 2003.

Hannah Arendt, *Vom Leben des Geistes. Das Denken — Das Wollen*, hrsg. v. Mary McCarthy, Übersetzung Hermann Vetter, München 1998.

Hannah Arendt, *Das Urteilen*, München 2012.

Hannah Arendt Revisited: „*Eichmann in Jerusalem*“ und die Folgen, hrsg. v. Gary Smith, Berlin/München 2000.

Thomas Meyer, *Hannah Arendt, Die Biografie* 3. Aufl. München 2023.

Willi Winkler, *Hannah Arendt – Ein Leben*. Originalausgabe, Berlin 2025.

Seyla Benhabib, *Von Arendt lässt sich lernen, wie man über Politik noch mit Hoffnung nachdenken kann*, in: *Philosophie Magazin* 01/2026, Dossier: „*Was tun Hannah*“ Hannah Arendt zum 50. Todestag, S. 60–65.

Lyndsey Stonebridge, *Wir sind frei, die Welt zu verändern – Hannah Arendts Lektionen in Liebe und Ungehorsam*, München 2024.

Albert Schweitzer, *Kulturphilosophie*. Band 1: *Verfall und Wiederaufbau der Kultur*; Band 2: *Kultur und Ethik*, München 1923.

Albert Schweitzer, Geschichte der Leben-Jesu-Forschung. 6. photomechanisch gedruckte Auflage, Tübingen 1951.

Albert Schweitzer, Die Ehrfurcht vor dem Leben – Grundtexte aus fünf Jahrzehnten, 6. Auflage München 1991.

Albert Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken, (deutsche Ausgabe/Autobiographie) Hamburg o.J.

Albert Schweitzer, Die Ehrfurcht vor dem Leben. Grundtexte aus fünf Jahrzehnten, hrsg. v. Hans Walter Bähr, München 2020.

Albert Schweitzer, Predigten 1898–1948, hrsg. von Richard Brüllmann u. Erich Gräßer (Werke aus dem Nachlass), München 1993.

Albert Schweitzer, Gesammelte Werke in fünf Bänden. Hrsg. von Rudolf Grabs, München 1974.

Band 1: Aus meinem Leben und Denken; Aus meiner Kindheit und Jugendzeit; Zwischen Wasser und Urwald; Briefe aus Lambarene 1924–1927.

Band 2: Verfall und Wiederaufbau der Kultur; Kultur und Ethik; Die Weltanschauung der indischen Dichter; Das Christentum und die Weltreligionen.

Band 3: Geschichte der Leben-Jesu-Forschung.

Band 4: Die Mystik des Apostels Paulus; Reich Gottes und Christentum.

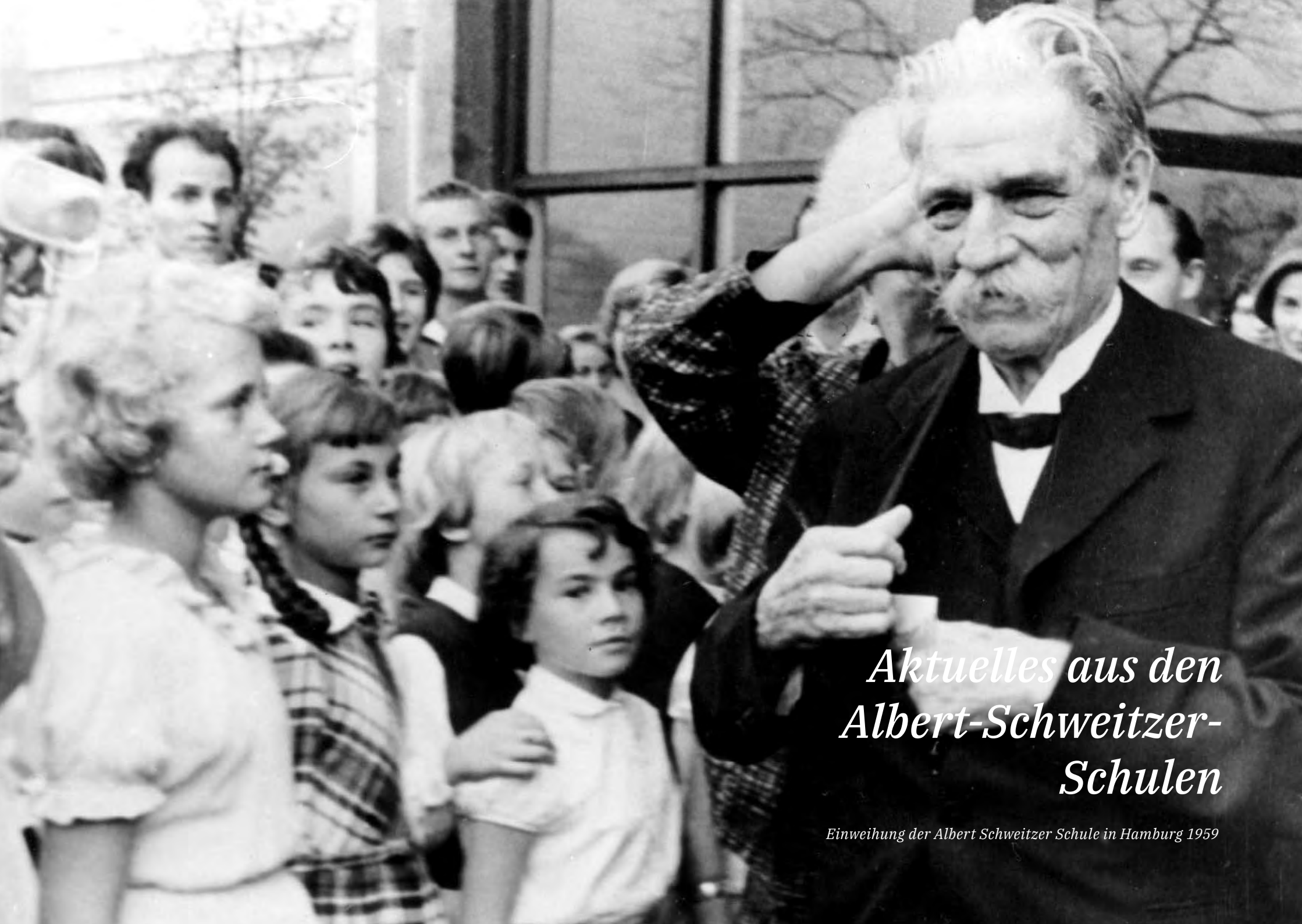
Thomas Suermann, Albert Schweitzer als „*homo politicus*“, 2. unveränderte Aufl., Berlin 2017.

Thomas Weckelmann, Albert Schweitzers „*Ehrfurcht vor dem Leben*“: Eine theologische Analyse. Göttingen 2011.

Ernst Luther, Albert Schweitzer: Ethik und Politik, 2 Auflage Berlin 2011.



*Hannah Arendt auf dem
1. Kulturkritikerkongress, 1958*



*Aktuelles aus den
Albert-Schweitzer-
Schulen*

Einweihung der Albert Schweitzer Schule in Hamburg 1959



Andrea Munz

10 Jahre Albert Schweitzer Schule Kenia

Die Schule existiert seit 2016 und ist für die Aids-Waisen, -Halbwaisen und ärmsten Kinder im Dorf Kombewa in der Nähe des Victoriasees ein wichtiger Lern- und Lebensort, fast schon ein Zuhause. Rund 440 Kinder besuchen den Kindergarten und anschließend die 1.–6. Klasse der Primarschule; zusätzlich profitieren 135 Jugendliche von der Sekundarschule, welche von unserer Partnerorganisation Nafasi Sawa Kinderstiftung unterstützt wird. Alle Kinder kommen täglich zur Schule – auch in den Ferien – denn hier erhalten sie nebst Unterricht zwei Mahlzeiten. Der Unterricht findet gemäß kenianischem Lehrplan statt und wird ergänzt durch viele Aktivitäten im Bereich Musik und Tanz. Mit großem Engagement wird geübt und die Auftritte sind beliebt bei Kindern und Lehrpersonen, da diese ihnen ermöglichen, die Welt außerhalb ihres Dorfes kennenzulernen. Auch letztes Jahr haben sie es beim nationalen Musikwettbewerb in die Endrunde geschafft und wurden mit einem 4. und 5. Rang belohnt.

Schülerportrait

Vivian Achieng ist 7 Jahre alt, Vollwaise und besucht die 1. Klasse. Sie kam im Alter von 4 Jahren in unseren Kindergarten. Ihre Mutter Maureen war unverheiratet und alleinerziehend. Sie starb kurz nach Vivians Geburt aufgrund von starken Blutungen im örtlichen Krankenhaus, in das sie zur Entbindung gegangen war. Vivian hat noch zwei weitere Geschwister: Florence ist 13 Jahre alt und Trizer 10 Jahre. Alle drei Kinder leben bei ihrer Großmutter mütterlicherseits, die 43 Jahre alt ist. Vivian geht gerne zur Schule. Ihre Lieblingsfächer sind Englisch und Naturwissenschaften. Sie ist am Morgen eine der Ersten, die in ihrer Klasse ankommt. In der Schule ist sie ein sehr fröhliches kleines Mädchen, das sich gut mit ihren Schulfreunden versteht. Sie geht jeden Morgen und Abend zu Fuß zur Schule. Das Haus ihrer Großmutter ist etwa 1 km von der Schule entfernt. Ihr Berufswunsch ist es, Krankenschwester zu werden und im Krankenhaus zu arbeiten, um kranken Müttern zu helfen. Wir hoffen, dass sie ihren Zukunftsraum verwirklichen kann.



Im Klassenzimmer

Hier lebt Vivian mit ihrer Großmutter und den Geschwistern



Was sind die Herausforderungen der Schule?

Mit viel Freude blicken wir auf eine gut funktionierende Primarschule. Was den Schulleiter und uns herausfordert, sind die stetig wachsenden Schülerzahlen. Die Region Kisumu hat eine drei Mal höhere HIV-Rate als das durchschnittliche Kenia; ca. 25 % der Bevölkerung in Kisumu sind HIV positiv. Bisher wurden die überlebenswichtigen HIV-Medikamente durch USAID organisiert und kostenlos an Patienten und Patientinnen verteilt. Leider wurde die Arbeit von USAID gestoppt, ohne dass geklärt ist, wie die Menschen in Zukunft zu ihren Medikamenten kommen.

Unsere Infrastruktur (Schulzimmer, Küche, 12 Wassertanks à 10'000 l, Toiletten) steht, doch das tropische Klima erfordert stetige Renovationen, zum Beispiel haben die Wassertanks eine Lebensdauer von 10 Jahren und der erste ist bereits geplatzt.

Der Staat hat neue, verbindliche kompetenzorientierte Lehrpläne erstellt und hat zugleich das Monopol für die Herstellung der neuen, teuren Lehrmittel. Werden nicht die „richtigen“ Lehrmittel verwendet, drohen Bußen oder gar der Entzug der Schulberechtigung.

Aktuelles und Entwicklungen

Im November 2025 erhielt der Verein Hinweise, dass Schulgebühren erhoben würden – ein Verstoß gegen den Vertrag, der festlegt, dass die Schule für die ärmsten Kinder bestimmt ist und Änderungen in der Finanzierung gemeldet werden müssen.

Um Klarheit zu schaffen, reisten Andrea Munz und ihre Mutter Jo Munz im Februar 2026 nach Kenia. In Gesprächen mit dem Schulleiter wurde deutlich, dass er nicht immer transparent handelte, gleichzeitig aber bemüht war, den Schulbetrieb aufrechtzuerhalten. Zu diesem Zeitpunkt besuchten 351 Kinder die Schule.

Der Vorstand analysierte die neue Situation und beschloss Anfang März 2026 ein angepasstes Finanzierungskonzept:

- 162 Kinder aus ärmsten Verhältnissen werden vollständig vom Verein getragen.
- 92 Kinder erhalten eine Teilunterstützung.
- Rund 100 Kinder können die Kosten selbst tragen.

Damit finanziert der Verein künftig 254 von 351 Kindern.

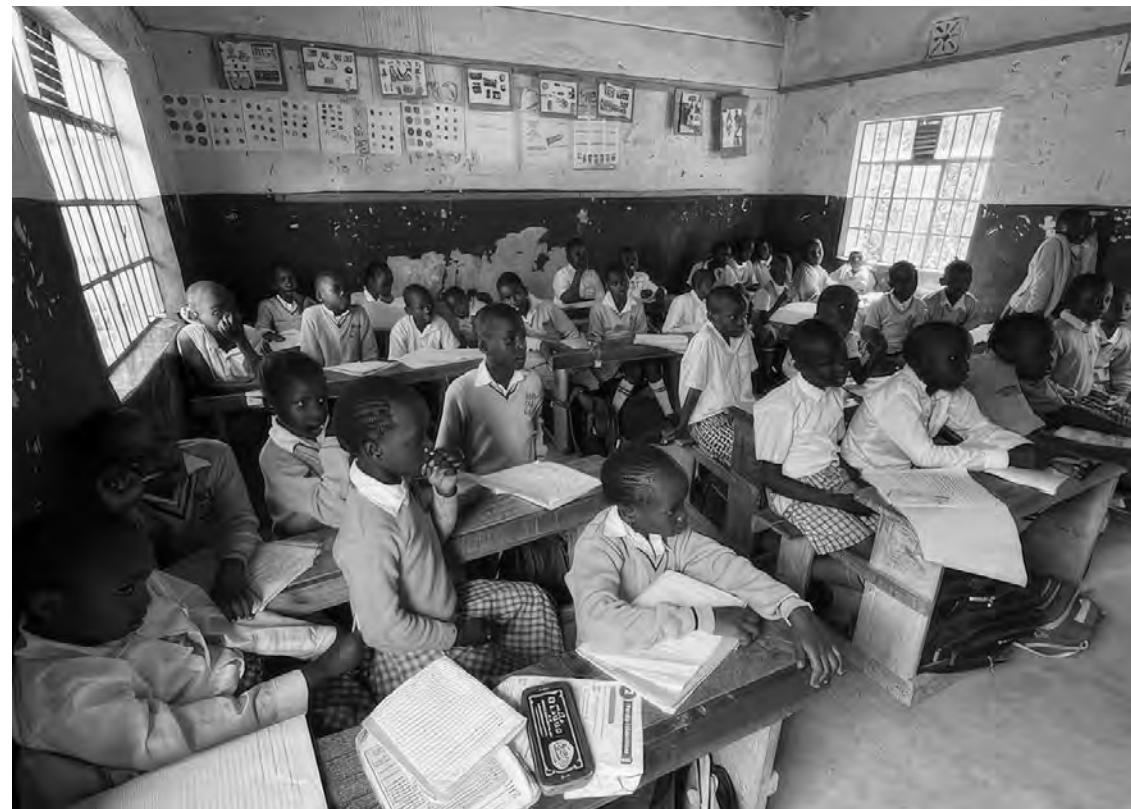
Zusätzlich übernimmt er sämtliche Personalkosten, um die Schule langfristig zu stabilisieren. Alle neuen Regelungen wurden vertraglich festgehalten.

Der Verein „*Albert Schweitzer Schule Kenia*“ ist mit der Finanzierung der jährlichen Betriebskosten (ca. 90'000 Fr.) sehr stark gefordert und dankt allen Spenderinnen und Spendern herzlich für ihre Unterstützung! Der Vorstand setzt sich weiterhin engagiert dafür ein, dass alle Mittel verantwortungsvoll und gemäss Vereinszweck eingesetzt werden und in der Schule der Geist und Gedanke der „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ umgesetzt und spürbar bleibt.

Weitere Informationen über die Schule sowie (Kurz)Filme finden Sie unter:

www.albert-schweitzer-schule-kenia.ch (Deutsch)

www.dralbertschweitzerschool.org (Englisch)





Projektteam von links nach rechts: Mortimer Markert, Christiane Kasper, Klasse 7b: Anna Sophie Saupe, Melek Aytekin, Jona Alexandra Bender und Oleksandr Malenyuk

Christiane Kasper

Wer ist eigentlich Hélène? – Frag doch die KI!

**Projekt der Klasse 7b des Albert-Schweitzer-Gymnasiums
in Alsfeld/Hessen zum Jubiläumsjahr 2025**

Wenn ich zu Beginn des Jahres 2025 eine Thematik hätte vermuten sollen, die den Unterricht des Jahres bestimmen würde, hätte ich in erster Linie die Jubiläen genannt, die es in diesem Jahr an unserer Albert-Schweitzer-Schule zu feiern gab, insbesondere der 150. Geburts- und 60. Todestag des Namensgebers.

Es würden öffentliche Veranstaltungen für die Schul- und Stadtgemeinde stattfinden – beispielsweise ein Bläser- und Orgelkonzert, Vorträge über Schweitzers Leben und Wirken sowie die Geschichte und heutige Situation seines Hospitals in Lambarene.

Und natürlich gab es Aktionen im Rahmen des Unterrichts: 1000 Lernende und Lehrende, die zum Einstieg ins Thema zeitgleich in den Kinos des Landkreises gemeinsam den Film „Albert Schweitzer – ein Leben für Afrika“ anschauten oder auf

dem Sportplatz der Schule zugunsten des Albert-Schweitzer-Hospitals in Lambarene einen Spendenlauf veranstalteten. Außerdem fand eine abschließende Themenwoche statt, in der die Klassen ein eigenes Jubiläumsprojekt zum Namensgeber der Schule gestalten und präsentieren würden.

Als zweite das Jahr 2025 vermutlich bestimmende Thematik hätte ich auf die wachsende gesamtgesellschaftliche Relevanz der Künstlichen Intelligenzen (KI) verwiesen.

Frag doch die allwissende KI!

Unsere Schüler*innen sind digital natives. Ihr Umgang mit digitalen Medien ist für sie so selbstverständlich wie für den Fisch das Wasser. Das gilt neben sozialen Medien auch für die Verwendung Künstlicher Intelligenzen. Dabei geht die Weiterentwicklung dieser Technologien sehr viel schneller, als Schulen und Bildungsbehörden reagieren können. So sind KI-basierte Anwendungen wie ChatGPT und Co – sogenannte ChatBots oder LLMs – aktuell noch nicht einmal regulärer Bestandteil der hessischen Lehrpläne. Angesichts der ständigen Weiterentwicklung dieser Technologien sind viele unserer Lernenden – wie viele Erwachsene auch – der irrigen Meinung, dass KIs inzwischen alles wüssten und wie ein Mensch denken, erkennen und Probleme lösen könnten. Dank der irreführenden Werbung der Tech-Branche für Gemini, ChatGPT und Co gehen viele Nutzer*innen davon aus, dass solche ChatBots alle Sprachen verstünden und in Gesprächen bewusst mit ihrem menschlichen Gegenüber interagieren würden. Es scheint, als ob sich die KIs in allen Naturwissenschaften oder gesellschaftlichen Fragen auskennen und zu jedem gewünschten Thema kluge Texte formulieren könnten und sogar kreative Fähigkeiten wie Malen, Gedichteschreiben und Musikkomponieren hätten.

Diese Vorstellungen führen wiederum zu einem höchst problematischen Missverständnis, nämlich dass Künstliche Intelligenzen mit menschlicher Intelligenz gleichzusetzen, ja der menschlichen Intelligenz sogar überlegen seien. Warum also den ChatBot nicht auch zur persönlichen Beratung in Lebensfragen nutzen? Zum Beispiel ob es sich lohne, die gegenwärtige Beziehung weiterzuführen oder mit welchen höflichen Worten man am besten mit seiner Partnerin / seinem Partner kompromisslos Schluss mache.

Ein schulisches Beispiel wäre die naive Nutzung von ChatBots, um Haus- und Unterrichtsaufgaben zu lösen – sei es eine Kurvendiskussion in Mathe, die Analyse eines (Fremdsprachen-) Textes oder das Anfertigen eines Aufsatzes oder Referats in Religion über die Schöpfungsverantwortung des Menschen.

Dabei delegiert man allerdings mehr oder weniger unbewusst den zentralen Teil des Lernprozesses an den ChatBot, statt mutig zu sein und sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, also autonom zu denken, reflektieren und erkennen. Eine Konsequenz ist, dass die jeweiligen Lernenden vor allem die Fähigkeiten der KI trainieren, während sie ihren eigenen Erkenntnisgewinn und Kompetenzzuwachs verhindern.

Wer ist eigentlich Hélène?

Als es in der zweiten Jahreshälfte 2025 darum ging, ein Jubiläums-Klassenprojekt zu finden, war zunächst die zentrale Frage, welches Thema und welche Methoden noch einmal Interesse und Arbeitsbereitschaft der Klasse 7b für die Projektwoche aktivieren würden. Mit Sicherheit würde das der Fall sein, wenn dazu KIs in Form von ChatBots genutzt werden durften. Dann wäre das Thema schon fast egal.

Doch kam bei der Themenfindung in der Klasse 7b sehr schnell eine überraschend naheliegende Frage auf: „Was war eigentlich mit dem seiner Frau? Wie hieß die noch?“ Tatsächlich erinnerte sich niemand auch nur wenigstens an ihren Namen – nach Monaten der Beschäftigung mit ihrem berühmten Gatten. Wie jemand in der Klasse feststellte, war im gesamten Jubiläumsjahr überhaupt nur ein einziges Mal von ihr die Rede gewesen, nämlich in dem Film „*Albert Schweitzer – ein Leben für Afrika*“, mit dem die Feierlichkeiten eingeläutet worden waren. An konkrete Inhalte konnte man sich Monate später nur noch dunkel erinnern.

Damit wurde das Thema von der Klasse beschlossen: Man würde sich mit Hélène Schweitzer, geb. Bresslau – so hieß „*dem seine Frau*“ nämlich – und ihrer Rolle an der Seite Albert Schweitzers beschäftigen.

Bei der Frage nach dem Vorgehen trafen allerdings wir Lehrkräfte die Entscheidung. Wir würden der Klasse ein technologisches Experiment anbieten. Ziel des Projekts würde keiner der üblichen mediengestützten Vorträge sein. Stattdessen

würden wir die Zeit, die uns die Projektwoche schenkte, für das nutzen, für das im Rahmen des Unterrichts kein Platz war: Wir würden mit falschen Vorstellungen hinsichtlich der Fähigkeiten und der „*Intelligenz Künstlicher Intelligenz*“ aufräumen, indem wir der Klasse eine Einführung in die Funktionsweise von ChatBots geben würden. Auf Basis dieser Kenntnisse sollte die Klasse 7b anschließend selbst einen solchen ChatBot entwickeln. Allerdings keinen, der scheinbar allwissende Kenntnisse über jedes denkbare Thema haben würde, wie ChatGPT und Co suggerierten. Der von der Klasse 7b generierte ChatBot sollte Hélène Schweitzer Bresslau sozusagen „*virtuell wiederauferstehen*“ lassen. Ziel wäre, eine KI-basierte „*Hélène 2.0*“ zu schaffen, mit der man sich als Stellvertreterin der historischen Hélène über deren Leben und Wirken an der Seite ihres berühmten Mannes unterhalten könnte. Fragen zum Bruttosozialprodukt von China oder eine Kurvendiskussion würde „*Hélène 2.0*“ allerdings nicht beantworten können.

„Hélène 2.0“ entsteht

Hilfe bekamen wir von einem befreundeten Software-Entwickler, Mortimer Markert, einem echten „*KI-Enthusiasten*“. Er war der Meinung, dass zukünftig sogar Bildungsnotstand und -ungerechtigkeit mithilfe von KIs aufgefangen werden könnten. So war er gerade dabei, seine Firma „*Eunoia*“ aufzubauen, die später mithilfe KI-gestützter Lernassistenten Kindern zielgerichtete Unterstützung bei individuellen Lerndefiziten bieten sollte.

Ebenso wie die Klasse 7b, war er hoch motiviert, das Experiment „*Hélène 2.0*“ zu wagen und erklärte sich bereit, sozusagen das „*Grundgerüst*“ des Chatbots zu programmieren. Dieses bestand aus dem Kommunikationsverhalten bzw. der Art und Weise, wie „*Hélène 2.0*“ Gespräche mit den „*Usern*“ führen würde. „*Hélène 2.0*“ sollte sowohl schriftlich als auch mündlich kommunizieren, wobei ihre Antworten anschaulich und bildhaft sein würden. Ein erster Test von „*Hélène 2.0*“ fand im Vorfeld der Themenwoche statt. Der ChatBot reagierte freundlich und höflich auf die Fragen der Schüler*innen, wobei seine Stimme weiblich, jung und sympathisch klang, und regte nach jeder gegebenen Antwort zum Weiterfragen an. Noch bezog er seine Informationen aus dem Internet, aber es würde die Aufgabe der 7b sein, den ChatBot im Lauf der Projektwoche

mit den notwendigen inhaltlichen Daten, sozusagen dem biographischen Wissen über die historische Hélène Schweitzer Bresslau, zu „füttern“.

Das Experiment

Zum Einstieg in die Themenwoche schauten wir zuerst einmal die „Sendung mit der Maus“, die tatsächlich eine Folge zum Thema „Künstliche Intelligenz“ anbietet¹. Nach einer intensiven Analyse des Erfahrenen änderte sich die Haltung der Lernenden gegenüber der Technologie deutlich. Am Ende des ersten Tages war der Klasse sehr bewusst, dass die Formulierung, ein ChatBot sei „intelligent“, unpassend war. Denn das, was „Künstliche Intelligenz“ aktuell leistete, bestand im Erkennen von sprachlichen Mustern und dem Zusammenfügen von Buchstaben und Wörtern auf Basis dieser Muster. Jeder und jede in der Klasse hatte durchschaut, dass ein ChatBot zum gegenwärtigen Zeitpunkt weder „etwas lernte“, eine „Erkenntnis hatte“ noch irgendetwas „wusste“ und die Texte, die er generierte, in keiner Weise „verstehen“ konnte.

Zwar war und ist das Ziel der Tech-Firmen wie Google, Microsoft oder Apple, dass KIs in Zukunft ein echtes „Verstehen“ entwickeln, im Moment allerdings ist der Eindruck, ChatBots seien intelligent, nur eine gewollte Illusion der Tech-Branche.

Im weiteren Verlauf der Woche recherchierte die Klasse 7b die notwendigen biographischen Daten und Fakten² der historischen Hélène Schweitzer Bresslau. Diese wurden in eine von unserem Software-Entwickler Herr Markert vorbereitete Maske kopiert, die sozusagen das biographische Gedächtnis von „Hélène 2.0“ beinhaltete.

Die Präsentation der Ergebnisse unseres Experiments bestand am Ende der Woche darin, „Hélène 2.0“ durch Öffnen ihres Internetlinks zum Leben zu erwecken und mit ihr ein Gespräch über ihr Leben zu führen. Bei der Premiere anwesend waren eine Parallelklasse der 7b sowie Herr Markert, der in der Themenwoche nicht hatte dabei sein können, ohne dessen Hilfe es „Hélène 2.0“ aber niemals gegeben hätte.

Die erste Frage, wer sie denn sei, beantwortete „Hélène 2.0“ perfekt:



Screenshot aus dem Projekt

„Ich bin Hélène Schweitzer, geboren am 25. Januar 1879 in Berlin. Ich bin die Tochter des Historikers Harry Bresslau und seiner Frau Caroline Isay. Gemeinsam mit meinem Ehemann, Albert Schweitzer, arbeitete ich in Lambaréné, um den Menschen dort medizinische Hilfe zukommen zu lassen. Was möchtest du über mein Leben erfahren?“

Das Publikum war beeindruckt, die Schüler*innen der 7b stolz auf ihr Werk.

Auch die Frage nach ihrer Ausbildung beantwortete „Hélène 2.0“ mit ihrer warmen, freundlichen Stimme überzeugend, indem sie „Lehrerin“ und „Krankenpflegerin“ angab und von ihrem Beruf als „Inspektorin für Waisenhäuser“ erzählte. Sie fügte hinzu, dass ihr Werte wie Bildung, Hilfsbereitschaft, Mitgefühl und Toleranz in ihrem Leben besonders wichtig gewesen seien.

Allerdings kam unter den Lernenden der Klasse 7b in dem Moment Protest auf, als „Hélène 2.0“ von einem Studium der Theologie und Philosophie berichtete – eine Information, mit der sie von den Schüler*innen nicht „gefüttert“ worden war. Denn, wie man wusste, war es Albert gewesen, der diese Fächer studiert hatte.

Auch als „*Hélène 2.0*“ ausführlich von ihrer glücklichen Kindheit in Straßburg erzählte und berichtete, wie sie mit anderen Kindern in der Stadt gespielt und dort auch Albert kennen gelernt hatte, waren die Lernenden der 7b unzufrieden. Zwar stimmte die Antwort irgendwie, aber eben nicht ganz.

Laut der Daten, die der ChatBot von der Klasse erhalten hatte, war die historische Hélène nicht nur in Berlin geboren, sondern hatte auch ihre Kindheit dort verbracht. Nach Straßburg war sie erst mit 11 Jahren gekommen, als ihr Vater dort eine Stelle an der Universität angenommen hatte. Albert wiederum hatte sie erst viel später auf einer Hochzeit kennen gelernt.

Allerdings konnten die Lernenden die Fehler und Ungenauigkeiten, die „*Hélène 2.0*“ gemacht hatte, aufgrund ihres neu gewonnenen Wissens über die historische Hélène nicht nur erkennen – sie konnten die Ungereimtheiten mit ihren technologischen Kenntnissen sogar begründen: Bei den Erzählungen über Hélènes Spiele mit anderen Kindern in Straßburg könnte „*Hélène 2.0*“ halluziniert haben, da das biographische Datenmaterial, das die Klasse 7b gesammelt hatte, derartige Informationen gar nicht beinhaltete. Den Zuschauern aus der Parallelklasse erklärten die Lernenden, dass ChatBots dann „halluzinieren“, also sich sozusagen etwas ausdenken würden, wenn es ihnen an echten Daten mangle.

Auch Herr Markert bestätigte diesen Verdacht. Da „*Hélène 2.0*“ programmiert sei, lebendig und bildhaft zu erzählen, verstärke das die Tendenz des ChatBots zu halluzinieren, da die reinen historischen Fakten eben wenig anschaulich seien.

Wie sich allerdings zeigte, hatte von den anwesenden Gästen niemand überhaupt etwas von diesen Ungereimtheiten bemerkt. Zum einen, weil sie nichts über die historische Hélène wussten, zum anderen, weil sie gar keinen Grund gesehen hatten, an den Angaben von „*Hélène 2.0*“ zu zweifeln. Sie waren es gewöhnt, ChatBots blind zu vertrauen – genau wie es auch die Klasse 7b noch vor einer Woche getan hätte.

Experiment mit großem Erfolg gescheitert

Letztendlich hatte gerade das scheinbare Scheitern der Projektpräsentation von „*Hélène 2.0*“ zwei Dinge bewiesen: Nämlich, dass die Projektwoche bei den Lernenden der Klasse 7b einen bedeutenden Wissenszuwachs über die historische Hélène

Schweitzer Bresslau bewirkt hatte. Und dass die erworbenen Kompetenzen hinsichtlich KI den Schüler*innen in Zukunft einen wesentlich verantwortungsvolleren Umgang mit den Technologien ermöglichen würden.

Insofern mochte das Experiment „*Hélène 2.0*“ in der Sache gescheitert sein, in seinen pädagogischen Konsequenzen für die Klasse 7b jedoch war es ein voller Erfolg, wie auch der Stolz bewies, mit dem die Beteiligten die Projektwoche abschlossen.

Dass die Projektwoche abgeschlossen war, musste allerdings nicht bedeuten, dass auch das Experiment „*Hélène 2.0*“ als gescheitert beendet war. Es war zu entscheiden, ob man es nicht in anderem Rahmen weiterführen sollte. Die Entwicklung Künstlicher Intelligenzen ist ein jahrelanger Prozess, an dem mitzuarbeiten Herr Markert seine Hilfe anbot. Der nächste Schritt würde darin bestehen, die Programmierung des Grundgerüsts zu überarbeiten, um Hélène das Halluzinieren abzutrainieren. Außerdem wäre weiter an den historischen Daten zu arbeiten und sozusagen das biographische Gedächtnis von „*Hélène 2.0*“ zu vergrößern. Beispielsweise indem man mit älteren Schüler*innen den Briefwechsel zwischen Hélène und Albert³ auswertete und dem Datensatz von „*Hélène 2.0*“ hinzufügte.

1 https://www.youtube.com/watch?v=_80pKGuyKWc (Stand 19.02.2026).

2 Um die Schüler*innen nicht zu überfordern, wurden ansprechende, gut strukturierte, seriöse Internetseiten genutzt, u.a. <https://albert-schweitzer-heute.de/ueber-albert-schweitzer/helene-schweitzer/>; <https://www.schweitzer.org/de/helene-bresslau/>

3 Albert Schweitzer / Helene Bresslau, Die Jahre vor Lambarene: Briefe 1902–1912, hg. v. Rhena Schweizer Miller u. Gustav Woytt, München 1992.



*Aus und über
Lambarene*

Ankunft der Milchziegen

Albert Schweitzer als Viehzüchter Ein Briefwechsel mit dem Tierpark Hagenbeck in Hamburg

Albert Schweitzer war ein vielfach Begabter, der auf vielen Gebieten tätig war und als Theologe, Philosoph, Orgelexperte und Friedensaktivist bedeutende Werke hinterlassen hat, all dies eingebettet in sein praktisches humanitäres Wirken in seinem Spital in Lambarene.

Es ist auch bekannt, dass er ein Vielschreiber war, dessen Korrespondenz mit bedeutenden Geistesgrößen und Persönlichkeiten seiner Zeit – der Umfang wird auf insgesamt zwischen 100.000 und 200.000 Briefe geschätzt – für Schweitzer-Forscher interessante Einblicke in seine Lebenswirklichkeit bietet. Einige aufschlussreiche Briefwechsel mit Theologen, Philosophen und Musikern sind bereits veröffentlicht worden, andere Veröffentlichungen zeigen den intimen Schweitzer oder den Spitaldirektor in seinem medizinischen und administrativen Alltag.

Wer sich darauf einlässt, einmal in das gewaltige Archiv in Günsbach einzutauchen, der kann auch abseits der bekannten Pfade noch einige interessante Entdeckungen machen. So beispielsweise Schweitzers Tätigkeit als Viehzüchter, die am Beispiel seines Briefwechsels mit dem Hamburger Tierpark Hagenbeck dargestellt werden soll.

Schon bei ihrem ersten Aufenthalt in Lambarene von 1913–1917 hatten Albert und Helene Schweitzer einen kleinen Garten angelegt und besaßen einige Hühner. Als Schweitzer 1924 allein nach Lambarene zurückkehrte und das Spital wieder aufbaute, vergaß er auch den Garten und die Hühner nicht. Noch vor seiner Ausreise hatte er in Erwartung späterer Preissteigerungen durch Missionar Morel in Samkita unter anderem große Rollen

Drahtgitter zusammenkaufen lassen, um damit die Hühner und den Garten einzuzäunen. Und bei der Verlegung des Spitals auf eigenen Grund und Boden 1927 legte er parallel zu den neuen Gebäuden einen Garten an, um den sich die Pflegerinnen Mathilde Kottmann und Emma Haussknecht kümmerten.

Zu den Hühnern kamen schnell auch Ziegen hinzu. Um nicht ständig teure Milch aus der Schweiz beziehen zu müssen, versuchte Schweitzer schon früh, eine Herde Ziegen aufzuziehen. Die verwilderten afrikanischen Ziegen gaben jedoch kaum ein halbes Glas Milch pro Tag, so dass Schweitzer sich vornahm, die Rasse später einmal zu veredeln.

In seinem Tagebuch vermerkte er im Juli 1930: „Zur Verbesserung der einheimischen Ziegenrasse habe ich 1928 aus Europa zwei Ziegen und zwei Böcke importiert, was eine Ausgabe von 5.500 Francs darstellt.“

Im Brief aus dem Schweitzer-Spital vom Sonntag vor Palmsonntag 1931 schrieb er ausführlicher:

„Ständig beherbergt das Spital schwarze Säuglinge, die von Frl. Koch mit der Flasche aufgezogen werden. Bekanntlich geben sich die Frauen aus primitiven Völkern nicht dazu her, das Kind einer Verstorbenen zu stillen, weil sie in ihrem Aberglauben meinen, damit der Macht des bösen Geistes zu verfallen, der jene andere Frau getötet hat. Da in den Dörfern gewöhnlich keine Ziegen sind, werden diese Kinder dann, oft schon in ganz elendem Zustande, zu uns gebracht, wo Ziegenmilch und Büchsenmilch aus der Schweiz für sie vorhanden ist.“¹

Zwei Jahre später griff er das Thema erneut auf:

„Unsere Ziegen liefern jetzt schon etwa ein Fünftel der Milch, die wir für das Spital und den Haushalt brauchen. Aber welche Pflege erfordern sie, der Krätze wegen, von der sie ständig befallen werden! Früher hoffte ich, dass die Eingeborenen mit der Zeit dazu kommen könnten, in ihren Dörfern Milchziegen zu halten. Jetzt, wo ich aus Erfahrung weiß, welche Sorgfalt und Mühe aufgewandt werden muss, um sie vor dem Zugrundegehen an dieser Hautinfektion zu bewahren, fange ich an, Zweifel zu hegen, ob unsere Primitiven wirklich fähig sind, diese für das Land so notwendigen Milchtier aufzuziehen. An das Halten von Kühen ist hier der Tsetsefliege wegen nicht zu denken.“²

Die Ziegen wurden nicht nur als Milchlieferanten gebraucht. Sie lieferten auch Dünger für den Garten, dessen nährstoffarme Erde dauernd gedüngt werden musste. Und ab und zu wurde auch ein Tier geschlachtet. So gab es im Spital eine stattliche Ziegenherde, die von einem Hirten unter Mithilfe einer Pflegerin betreut wurde und regelmäßig für Nachwuchs sorgte.

Schweitzers Bemühungen als Tierzüchter hatten eine unerwartete Folge: Auf der mit einem Wettbewerb verbundenen Landwirtschaftsausstellung in Lambarene im September 1930 erhielt er eine Urkunde für seine Zuchttiere. An Emma Martin schrieb er daraufhin am 1. Oktober:

„Eben wird es dunkel, die Ziegen gehen heim! Ich vergaß: ich bin auf der Viehausstellung zu Lambarene (der ersten, die abgehalten wurde) prämiert mit 1ten Prix (300 frs!) für unsere Gaisen, obwohl ich sie nicht ausgestellt hatte, weil ich keine Zeit hatte! Das soll mir einer nachmachen: Mitglied der Berliner Akademie und prämiert auf der Viehausstellung...“³

Und an den unteren Rand der Urkunde schrieb er launisch: *„Prämiert auf der Viehausstellung! Habt Respekt ihr Buben!“*

Offensichtlich war Schweitzer trotz der Prämierung mit seinen Zuchterfolgen nicht zufrieden und hatte die Idee, sich an den Tierpark Hagenbeck in Hamburg zu wenden, um von dort Ziegenböcke als Zuchttiere zu bekommen.

Carl Hagenbeck hatte in Hamburg den weltweit ersten gitterlosen Zoo gegründet, der wohl der bekannteste seiner Art in Deutschland und deshalb auch Schweitzer bekannt war.⁴ Also wandte sich Schweitzer mit seinem Ziegenproblem an den bekannten Zoodirektor Carl Hagenbeck und schrieb am 23. April 1933:

Sehr geehrter Herr.

Vielleicht bin ich Ihnen als alter Tropenarzt kein ganz Unbekannter. Ich bin ein Freund von Ihrem Bekannten, Herrn Ignaz Baumgartner, Vertreter von Woermann in Port Gentil (Cap Lopez). Dieser ermutigt mich, mit einer Bitte an Sie zu kommen. Rinder kann man hier nicht halten. Seit zwanzig Jahren muss ich die Milch für mein großes Spital in Lambarene aus der Schweiz kommen lassen, was mich Unsummen

kostet. Nun habe ich, da ich herrliche Weide um mein Spital herum habe, Ziegenzucht angefangen: das heißt ich verbessere die Rasse der hier vorgefundenen, verkommenen, fast keine Milch liefernden Ziegen dadurch, dass ich gut-rassige Böcke kommen lasse. Diese leben hier zwar nur 8-10 Monate, aber es reicht jedesmal für eine mir wertvolle Nachkommenschaft. Nun hatte ich Ziegenböcke, ungehörnte, kurzhaarige aus Lorango. Jetzt aber dürfen keine Tiere aus Lorango mehr nach Äquatorialafrika, weil (angeblich) dort Viehseuchen herrschen. Nun komme ich mit folgender Bitte:

Wollen Sie so gut sein, mir zweietwajährige Ziegenböcke, kurzhaarig, ohne Hörner, gut milchgebende Rasse zu besorgen und mir diese durch die Woermannlinie, und zwar per Dampfer Wameru, Captain Robert Striesow, der etwa in den ersten Tagen des Juni Hamburg verlassen wird, zukommen zu lassen. Ich sah Captain Striesow dieser Tage in Port Gentil und er sagte mir, es sei ihm eine Freude, um mir einen Dienst zu leisten, alles zu tun, um die Ziegenböcke in bestem Zustande nach Afrika zu liefern.

Darum wäre mir wichtig, dass die Ziegenböcke mit Dampfer Wameru abgehen. [...] Kapitän Striesow bittet, dass jeder Bock eine gute, starke Kiste hat und dass Sie genug Heu und Kraftfutter mitgeben. Die Fahrt auf etwa 6 Wochen berechnen. Die Kiste ASB zeichnen. Die Sendung nicht an mich, sondern an Herrn Baumgartner (Ignaz) Port Gentil richten, der die Verzollung und Weiterleitung an mich (ich wohne etwa 300 Kilometer landeinwärts von Port Gentil) besorgt. Die Fracht ist nicht in Hamburg, sondern durch mich an Herrn Baumgartner, Vertreter von Woermann in Port Gentil zu entrichten. Herr Baumgartner und ich schreiben ein Wort in dieser Sache an die Woermannlinie. – Für alle Fälle geben Sie den Tieren auch ein auf Französisch ausgestelltes tierärztliches Zeugnis mit. Ich lasse Ihnen ein solches durch einen mir befreundeten Tierarzt in Strassburg zukommen.

Es kommt mir natürlich nicht darauf an, sehr teure prämierte Tiere zu haben, (dazu reichen meine Mittel nicht), sondern brave bürgerliche Ziegenböcke. Die Rechnung für die Tiere, die Kisten, das Futter wollen Sie bitte an den Schatzmeister meines Spitals, Herrn Pfarrer Woytt, Oberhausbergen bei Straßburg, gelangen lassen, der von mir Anweisung erhält, sie sofort zu begleichen. Die Rechnung in RM. [Reichsmark] ausstellen, da mein Spital von Deutschland aus, wo es Gelder stehen hat, bezahlt. Wenn Sie die Güte haben, mir diese zwei Tiere zu erschwinglichem Preis zu besorgen, leisten Sie mir

einen großen Dienst. Ich überlasse alles Ihrem Urteil. Die Tiere nicht versichern. Dies tue ich direkt.

*Die Sache eilt, weil die Tiere in der trockenen Jahreszeit ankommen müssen. Mit herzlichem Dank zuvor Ihr ergebener
Albert Schweitzer⁵*

Der Tierpark-Gründer Carl Hagenbeck war, was Schweitzer wohl nicht wusste, bereits am 14. April im Jahr 1913 gestorben, zwei Tage bevor das Ehepaar Schweitzer in Lambarene angekommen war. Die Antwort per Luftpostbrief am 24. Mai 1933 kam deshalb von einem Familienmitglied, der Unterschrift nach von Hagenbecks Schwager Heinrich Mehrmann. Er sagte die Lieferung von zwei Böcken und ihre Verladung am 3. Juni auf den Dampfer „Ilmar“ zu, da der „Wameru“ erst einen Monat später fahre. Des Weiteren führte er aus:

„Bezüglich der Pflege der Tiere brauchen Sie sich m.E. keine Sorge zu machen, denn diese ist so einfach, dass es auch ohne Herrn Kapitän Striesow gehen wird. – Meinerseits werden selbstverständlich geeignete Transportkäfige und Reisefutter sowie genaueste mündliche und schriftliche Anweisungen mitgegeben. [...]“

Ich möchte Ihnen des Klimas und der starken Sonnenwirkung dort wegen am liebsten eine dunklere Ziegenrasse, entweder Harzer- oder Toggenburger-Böcke, eventuell von jeder Sorte 1, schicken. Die Harzer-Böcke haben nämlich schwarze Schleimhäute (Maul, Augenränder, Nase, usw.) und sind m.E. widerstandsfähiger und langlebiger. Kurzhaarige Böcke gibt es hier natürlich nicht, aber die Tiere haaren in der Wärme ja doch schnell ab, so dass sie nicht viel mehr Haare tragen als die afrikanischen.

Über Berechnung kann ich Ihnen heute leider noch nichts sagen. Ich muss sehen, wie billig ich die Böcke bekomme. Jährige Böcke kann man um diese Jahreszeit allerdings nur von Bockhaltern oder Zuchtvereinen kaufen, da ja die Lämmer noch viel zu klein sind und alles Übrige inzwischen verkauft oder abgeschlachtet worden ist. Dann ist man aber auch sicher, gute Tiere zu bekommen, und wegen des Preises werde ich mein Möglichstes tun.“

Im weiteren Verlauf des Briefes schlug Mehrmann noch eine Lösung für die Frage der Rinderhaltung durch mehr Milch liefernde Kreuzungen von Zebu-Bullen mit Ostfriesenkühen vor, doch auf diesen Vorschlag ging Schweitzer nicht ein.

Am 2. Juni informierte die Frachtabteilung der Woermann-Linie Schweitzer in einem nach Günsbach gerichteten Schreiben:

„Wir danken Ihnen bestens für Ihr gefl. Schreiben vom 24.4.33 und werden die 2 Ziegenböcke von der Firma Carl Hagenbeck mit unserem Dampfer „Ilmar“, der am 3. Juni von Hamburg expediert wird, nach dort verladen[...] Wir haben Herrn Baumgartner von dieser Verladung ebenfalls Kenntnis gegeben und wir bemerkten uns bestens, dass Sie die Frachtregulierung in Port Gentil vorzunehmen wünschen.“

Am 3. Juni 1933 gingen so die beiden Böcke auf dem Dampfer „Ilmar“ auf die Reise nach Gabun. Das Gesundheitszeugnis führt aus:

Steckbrief: 2 Harzer Böcke, ohne Hörner, einjährig., kurzhaariges Fell. Diese beiden Böcke dienen der Zucht für die Verbesserung der Ziegenrassen in Gabun und sind frei von allen ansteckenden Krankheiten.

Die Rechnung, die das Unternehmen Hagenbeck im Juni nach Lambarene schickte, belief sich auf 214,50 Mark, wovon 20 Mark pro Tier als Verdienst von Hagenbeck ausgewiesen waren.

In einem Brief vom 15. November wandte sich Schweitzer erneut an Hagenbeck.⁶ Doch darin ging es zunächst nicht um Ziegen, sondern um Schimpansen. Schweitzer hatte die Heimreise der Pflegerin Emilie Spoerri mit dem Dampfer Nienburg genutzt, um ihr zwei Schimpansen für die Zoos in Zürich und Basel mitzugeben. Und bat nun Hagenbeck um Rat wegen der Formalitäten und Kosten des „*Anthropodentransports*“ durch Deutschland.

Mit dem gleichen Datum ging ein Brief an Emmy Martin und die damals in Günsbach weilende Emma Haussknecht, von Schweitzer „*Bummele*“ genannt, mit genauen Anweisungen. So sollte beispielsweise für Spoerris Reise durch Deutschland deutsches Spendengeld verwendet werden. Richard Kik, der Vorsitzende des deutschen Freundeskreises, solle das Geld per Postanweisung an Hagenbeck schicken, und an Hagenbeck solle man schreiben, dass es sich um Reisegeld für die Pflegerin Emilie Spoerri für die Reise von Hamburg in die Schweiz handele, von Affen solle nicht die Rede sein.

Am Ende des direkt an Hagenbeck gerichteten Schreibens bestätigte Schweitzer noch die Ankunft der beiden im April

bestellten „Gaisbeckla“, die jetzt nur noch Bananen und junge Palmen fräßen, fragte sich aber, ob sie die beginnende heiße Jahreszeit ertragen würden.

Die Sorge war durchaus berechtigt, wie man einem Brief von Jeanette Siefert vom August 1933 an ihre Tante Marguerite entnehmen kann⁷:

„Habe ich Dir geschrieben, dass ich jetzt Ziegen und Schafe in meiner Verantwortung habe? Wir haben eine Herde von 153 Stück. Ich weiß das deshalb so gut, weil ich jedes Tier in Händen hatte, um es nach Krätze zu untersuchen und, wenn nötig, mit Schwefelsalbe zu bestreichen. Das dauerte Stunden. Der sehr nette schwarze Ziegenhirt Maswemma war lange sich selbst überlassen gewesen. Er konnte die Herde nicht sorgfältig genug pflegen; so hatte die Krätze sich ausgebreitet. [...]

Die vielen Tiere werden gehalten, um ab und zu eines zu schlachten; auch wegen des Düngers: der Boden ist arm und hart; der Garten muss dauernd gedüngt und die Erde verbessert werden; sonst gibt er keinen Ertrag. Ein weiterer Grund, Tiere zu halten, ist die Anwesenheit von Schlangen in der Pflanzung. Sollte einmal eine Boa constrictor auf Nahrung aus sein, so würde sie keinen Menschen angreifen, wenn ein Tier in der Nähe ist, so wurde mir gesagt.

Dr. Schweitzer hoffte, mit der Zeit eine bessere Rasse von Ziegen heranzuzüchten, die man würde melken können; denn die einheimischen Ziegen geben keine oder kaum Milch. Wenn einmal eine gemolken werden konnte, reichte es knapp für den schwächlichsten unserer Säuglinge. Im allgemeinen hatte jede Ziege gerade genug für das eigene Junge. Das sollte anders werden. Dr. Schweitzer ließ von Hagenbeck in Hamburg zwei Ziegenböcke – Zuchttiere – kommen. Stattliche Böcke, die sie waren, sorgten sie für Nachwuchs. Hans und Peter wurden sie genannt. Die Zicklein der Hagenbeck-Väter waren langbeinig, schön gewachsen, nicht kurz- und krummbeinig wie ihre einheimischen Mütter. Sie hopsten herum, und wir waren mächtig stolz auf die neue Rasse. So leicht züchtet man eine neue, bessere Rasse? Weit gefehlt! Es starb immer mal eines von diesen neuen Zicklein, und zwar das zuerst, das am meisten die Statur vom rassigen Vater geerbt hatte. Wenige blieben am Leben, vorwiegend die, welche der einheimischen Mutter nachschlugen. Nein, eine neue Milch gebende Ziegenrasse

konnten wir nicht züchten; die schönen Hagenbeckböcke vertrugen das mörderische Klima nicht; im Laufe eines Jahres starben sie zu meinem großen Kummer.

Von der Ziegen- und Schafherde wurde von Zeit zu Zeit ein Bock geschlachtet, damit wieder einmal frisches Fleisch auf den Tisch kam. Wenn ich Herrn Schweitzer fragte: ‚Welcher soll es denn sein?‘, drehte er sich um, gab keine Antwort und ging seines Weges; er aß nie von dem Fleisch. Nun bestimmten Maswemma und ich den Todeskandidaten.“

Im Mai 1935 bestellte Schweitzer erneut bei Hagenbeck einen Ersatzbock, wie aus einem Schreiben der Firma vom 5. Juli hervorgeht:

„Es freut mich, dass Sie einigen Nutzen von den beiden ersten Böcken gehabt haben. Der Ersatzbock, einjährig, geht mit Herrn Kapitän Rousselet zusammen hinaus. Ich musste dieses Jahr rund Mark 10 mehr anlegen; denn alles Zuchtvieh hat im Preise in Deutschland sehr angezogen.

Sollten Sie einmal von verkäuflichen Gorillas oder Elefanten in Ihrer Gegend hören, so lassen Sie mich bitte Näheres wissen.“

Der Bock ging mit dem Dampfer „Ingo“ der Woermann-Linie nach Port-Gentil und von da nach Lambarene. Über sein Schicksal ist nichts bekannt.

Aber die Ziegenzucht wurde fortgesetzt. In einem Brief von 1936 liefert Schweitzer neue Details:

„Die Leitung aller nichtmedizinischen Arbeit liegt in den Händen von Frl. Emma Haussknecht, die seit Juli 1935 wieder draußen ist. Sie hat die Oberaufsicht in der Küche und im Haushalt, im Hühner- und Ziegenstall, im Garten und in der Pflanzung. [...]

Viel zu tun hat sie mit dem Problem, Ziegen zu halten und zugleich Obstbäume aufzubringen, was doch beides für uns so nötig ist, da wir die Ziegen als Milch-spenderinnen für die verwaisten, bei uns aufgezogenen schwarzen Säuglinge und die Obstbäume zur besseren Ernährung der Kranken brauchen. Die Ziegen in der tropischen Hitze im Stalle eingesperrt zu halten, geht nicht an. Man muss sie den ganzen Tag frei in der Pflanzung herumlaufen lassen, wo sie dann die jungen Obstbäume anfressen. [...]

Leider geben die Ziegen dort sehr wenig Milch. Es wird noch lange dauern, bis die Rasse verbessert ist. Was das Spital an Milch

braucht, muss zum großen Teil noch durch Milchbestellungen in der Schweiz gedeckt werden.“⁸

Die Ziegenzucht blieb wohl weiterhin ein Thema in Lambarene, auch wenn Schweitzer nicht mehr darüber berichtete. Zwanzig Jahre nach dem zitierten Briefwechsel schrieb Mathilde Kottmann am 3. Mai 1957 an Richard Kik:

„Heute Abend kamen aus Amerika Ziegen an, im strömenden Regen. Aber sie waren gut in einem Kamion untergebracht, der auf einem Schiff stand.“⁹

Ob dies eine Bestellung Schweitzers war oder eine wohlmeinende Initiative, ist nicht bekannt. Ein Foto aus dem Besitz von Eliane Lehmann zeigt einen Lastwagen mit der Aufschrift „*Milk Goats for Dr. Schweitzer. Safari to French Equatorial Africa*“.

1 Briefe aus dem Lambaréné-Spital. Berichte aus den Jahren 1930-1954, hrsg. v. Gerhard Fischer, Berlin 1981, S. 46.

2 Ebd., S. 95.

3 Unveröffentlichter Briefwechsel. Zentralarchiv Günsbach.

4 Ob Schweitzer wusste, dass Hagenbeck auch problematische Völkerschauen veranstaltete, mit denen er viel Geld verdiente? Die Frage muss hier unbeantwortet bleiben.

5 Wenn nicht anders vermerkt, stammen alle Briefe des Briefwechsels zwischen Schweitzer und Hagenbeck aus dem Zentralarchiv in Günsbach.

6 Schweitzer schreibt auch zwanzig Jahre nach dessen Tod immer noch an Herrn Karl Hagenbeck und nicht an die Firma Carl Hagenbeck, die von den beiden Söhnen Heinrich und Lorenz weitergeführt wurde.

7 Jeanette Siefert, *Meine Arbeitsjahre in Lambarene 1933-1935*, Tübingen 1986, S. 77-78. Marguerite Mathe, die Schwester von Sieferts Mutter, war Zahnärztin in Colmar. Durch sie entdeckte Siefert das Werk und die Person Schweitzers und beschloss, zu ihm nach Lambarene zu fahren. Während seiner Europa-Aufenthalte besuchte Schweitzer regelmäßig Tante Marguerite in Colmar und ließ sich von ihr die Zähne behandeln.

8 Briefe aus dem Lambaréné-Spital (wie Anm. 1), S. 171-172.

9 12. Rundbrief für den Freundeskreis von Albert Schweitzer, hrsg. von Richard Kik, Heidenheim an der Brenz 1958, S. 65.



*Albert Schweitzer
mit der Ziege Anita*

Geschichten aus der Chirurgie: Die Buruli-Patientinnen Grâce und Anne

Sie heißen Grâce und Anne, die eine ist 22 Jahre alt, die andere 11. Beide leiden an einem Buruli-Geschwür und teilen sich ein Zimmer im Gebäude der Chirurgie. Dort habe ich sie kennengelernt und während meines Aufenthaltes im Schweitzer-Spital mehrmals besucht. Bereitwillig haben sie mir ihre Geschichte erzählt.

Grâce wurde im Jahr 2003 als jüngstes von neun Geschwistern in Ndjolé geboren, der nach Lambarene zweitgrößten Stadt der Provinz Mittlerer Ogowe. In Ndjolé hat sie auch die fünfjährige Primarschule absolviert und anschließend vier Jahre auf dem dortigen Gymnasium. Dann beendete sie die schulische Ausbildung und zog nach Libreville, um dort eine Ausbildung zur Friseurin zu machen. Doch musste sie diese Ausbildung abbrechen, als 2022 ihre Tochter Esther geboren wurde. Vater ist ein junger Mann aus Ndjolé, der sich nie zu seiner Tochter bekannt und zu ihrem Unterhalt beigetragen hat. Schicksal vieler jungen Frauen in Gabun. Ernährt wird die Familie vor allem von der Mutter, die auf dem Markt von Ndjolé geräucherten Fisch verkauft.

Anfang 2025 hat Grâce einen Stich am Hals verspürt, aber erst einmal nichts unternommen. Da die Schmerzen auch nach fünf Monaten nicht nachließen, hat sie das Gesundheitszentrum im Libreviller Stadtviertel Nzeng Ayong aufgesucht, wo sie – erfolglos – behandelt wurde. Das Gleiche wiederholte sich im Universitätskrankenhaus von Libreville. Als man dort aber eine Röntgenuntersuchung vornahm, entdeckte man einen Abszess, der – wiederum erfolglos – mit Medikamenten behandelt wurde.

Auf Anraten ihrer in Lambarene wohnenden älteren Schwester kam sie schließlich ins Schweitzer-Spital, wo man sofort ein Buruli-Geschwür diagnostizierte. Das mittlerweile stark

angewachsene Geschwür wurde zunächst entfernt, die Wunde gereinigt und neu verbunden, zusätzlich wurden Medikamente verabreicht. Dann stand der nächste Schritt an: die Hautverpflanzung. Die sollte nach meiner Abreise im Oktober 2025 aus Lambarene erfolgen, und Grâce sollte mir am Telefon später darüber berichten.

Sie rief mich auch an, doch die Nachrichten waren nicht gut. Das Gerät, das die Haut vom Oberschenkel abschält, damit sie auf die Wunde verpflanzt werden kann, war defekt. Also hieß es weiter warten. Die Mutter kehrte nach Ndjolé zurück, um dort wieder ihrer Tätigkeit nachzugehen und Geld zu verdienen. Sie wurde in Lambarene durch Rosette, die ältere Schwester von Grâce, ersetzt, die sich fortan um sie kümmerte. Doch auch sie lebt von bescheidenen Einkünften und muss eine eigene Familie ernähren. So erging ein Ruf um Unterstützung an mich, denn es fehlte an Geld für Essen. Dank des Sozialfonds des Deutschen Hilfsvereins konnte hier schnell und unbürokratisch geholfen werden.

Im Bett gegenüber von Grâce lag die immer fröhliche Anne. Sie wurde 2014 in Mayumba geboren, ganz im Süden des Landes gelegen, unweit der Grenze zum Nachbarland Kongo. Seit 2022 lebt sie mit ihren Eltern und vier Geschwistern in Lambarene und besucht zurzeit die vierte Klasse der Grundschule.

Im Juni 2024 verspürte sie einen Schmerz am linken Oberarm und stellte eine Verdickung der Haut fest. Wie die meisten Buruli-Patienten maß sie dem keine größere Bedeutung bei und unternahm nichts. Erst ein Jahr später, als das Geschwür sichtbarer wurde, entschied sich die Mutter, mit ihr ins Regierungsspital von Lambarene zu gehen. Dort fand man nichts, die verschriebene Behandlung führte zu keinem Erfolg. Nach einem Monat, in dem das Geschwür weiter angewachsen war, beschloss die Mutter, das immer noch existierende Allgemein-Krankenhaus von Lambarene aufzusuchen. Dort traf sie auf den allgemein als Doktor James bezeichneten Krankenpfleger, von dem mir schon viele Buruli-Patienten berichtet hatten. Er stellte sofort die richtige Diagnose und schickte das Mädchen ins Schweitzer-Spital, um dessen Erfahrung mit der Behandlung der Buruli-Krankheit er wusste.

Als ich Anne im Oktober 2025 im Gebäude der Chirurgie traf, hatte sie bereits zwei Reinigungen der Wunde hinter sich und

Der vermeintliche Doktor James

Ich bin ihm noch nie persönlich begegnet, aber seit einigen Jahren ist mir sein Name ein Begriff. Er fällt immer dann, wenn ich mit Kranken spreche, die an einem Buruli-Geschwür leiden.

Bis zu einem gewissen Grad ähneln sich alle Geschichten. Irgendwann nehmen sie einen Schmerz wahr, sehen eine kleine Verdickung der Haut, halten das jedoch für die Folgen eines Insektenstiches und messen dem keine größere Bedeutung bei. Wenn der Schmerz nicht nachlässt und die Wunde größer wird, sucht die Patientin oder der Patient einen Arzt oder ein Krankenhaus auf. Dort verabreicht man Medikamente, legt Verbände an, aber am Leid der Betroffenen ändert sich nichts. Auch nicht beim Besuch eines anderen Arztes oder eines anderen Krankenhauses. Bis sie eines Tages auf eigene Initiative oder durch einen Rat nach Lambarene kommen, wo zumeist das ehemalige allgemeine Krankenhaus die erste Anlaufstelle ist, manchmal auch das modernere staatliche Regionalspital.

Und da kommt der vermeintliche Doktor James ins Spiel, in Wirklichkeit der Krankenpfleger James Bogna. Dr. Madiou Diallo, die früher das Projekt Santé communautaire (Community Health) im Schweizer-Spital geleitet hatte, konnte mir über ihn Auskunft geben, da er lange mit ihr in diesem Projekt zusammengearbeitet hatte.

James Bogna arbeitete in einer Ambulanz am Zilé-See, etwa 15 Kilometer südlich von Lambarene. Dort wurde man auf ihn aufmerksam und holte ihn in das ehemalige Allgemein-Krankenhaus, das nach dem Bau des Regionalspitals zum Gesundheitszentrum herabgestuft wurde. Schnell stellte man fest, dass James sehr geschickt beim Anlegen von Verbänden und bei kleinen chirurgischen Eingriffen war. Er wurde auf diesem Gebiet weitergebildet und in der Abteilung für die vernachlässigten Tropenkrankheiten beschäftigt, zu denen auch das Buruli-Geschwür gehört.

Für die Behandlung verfügt er dort über die notwendigen Antibiotika, die zwei Monate lang verabreicht werden, kann auch Gewebeproben für eine bakteriologische Untersuchung

die erste Hautverpflanzung vom rechten Oberschenkel auf die Wunde am linken Oberarm. Das Abnehmen des Verbandes am Oberschenkel, das sie vor der morgendlichen Visite selbst vornahm, ging nicht ohne Tränen vor sich. Aber schon bald zeigte sich wieder ihr ansteckendes Lachen auf dem Gesicht. Als ich freitags das Spital verließ, hoffte sie, am Montag entlassen zu werden.

Bei allen Gesprächen war Annes Mutter zugegen. Sie äußerte immer die Befürchtung, die Rechnung nicht bezahlen zu können, und ich musste sie mehrmals beruhigen und ihr erklären, dass der Deutsche Hilfsverein für den Teil der Rechnung aufkommt, den sie nicht bezahlen kann. Sie ist in der staatlichen Krankenversicherung CNAMGS versichert, die 80 % der Kosten trägt. Aber auch der zwanzigprozentige Eigenanteil für die mehr als zweimonatige Behandlung sind für die Familie – die Mutter hat keinen Beruf, der Vater lebt von Gelegenheitsarbeiten – nicht zu bezahlen. Das trifft umso mehr auf Grâce zu, denn ihre Behandlung ist langwieriger. Doch für solche Fälle hat der Deutsche Hilfsverein vor über zehn Jahren sein Buruli-Projekt ins Leben gerufen. An den Feiertagen im Dezember stiegen die Zahlen wieder auf 247 an.



Grâce



Anne

vornehmen. Wenn es ausreicht, belässt er es bei einer ambulanten Behandlung. Nur wenn es größere chirurgische Eingriffe wie zum Beispiel Hautverpflanzungen erfordert, überweist er die Patientinnen oder Patienten an das Regionalkrankenhaus, vor allem aber an das Schweitzer-Spital, um dessen Kompetenz in Sachen Buruli er weiß.

Er ist also kein Arzt, der vermeintliche „Doktor“ James. Aber als erfahrener Krankenpfleger mit einem großen Wissen über das Buruli-Geschwür kann er das Notwendige und Richtige tun, besser als mancher der Krankheit unkundige Arzt, der den Betroffenen nicht wirklich hilft. Ein Beweis dafür, wie wichtig das Personal in der zweiten Reihe ist. Für viele Patienten im Schweitzer-Spital war es ein Glücksfall, im richtigen Moment James Bogna, dem vermeintlichen „Doktor“ James, begegnet zu sein.

Roland Wolf und Daniel Neuhoff

Ein zweiter Leprakanker im Schweitzer-Spital



Kaum war mein Bericht über den letzten Kranken im Leporadorf des Albert-Schweitzer-Spitals im Rundbrief 2025 erschienen, als ich von Praxède Ndolo die Nachricht erhielt, sie habe von einem Leprakranken gehört, der in einiger Entfernung von Lambarene alleine im Wald bei Ekolo lebe und gerne ins Schweitzer-Spital käme. Bei meinem Besuch im Oktober organisierte ich deshalb im Einverständnis mit der Spitalleitung eine Ausfahrt des Spital-Chauffeurs Simplicite mit Praxède, um den

Mann zu suchen und ins Spital zu holen.

Als ich am Nachmittag im Spital unterwegs war, kam mir das Auto mit Simplicite und Praxède entgegen. Sie waren viele Kilometer gefahren, hatten den besagten Leprakranken aber nicht angetroffen. Um ihn nicht allein zu lassen, hatte ihn die Sippe mit auf einen Fischzug genommen, und so kam das Auto ohne den Kranken zurück.

Im November wurde ein zweiter Versuch unternommen, und der war erfolgreich. Seit Mitte November wohnt François Mouegha im Schweitzer-Spital, und im Februar 2026 hatten Daniel Neuhoff und ich dann Gelegenheit, ihn kennenzulernen und seine Geschichte zu erfahren.

François Mouegha wurde am 14. September 1965 in der Nähe von Moabi, im Süden Gabuns, geboren. Er war das einzige Kind seiner früh verstorbenen Mutter und wurde vor allem von seinem Onkel und der Großmutter erzogen. In Tchibanga besuchte er die Schule bis zur 9. Klasse. Als er 13 Jahre alt war, machte sich seine Krankheit zum ersten Male bemerkbar. Er suchte jedoch keinen Arzt auf, sondern ließ sich von einem

lokalen Heiler behandeln. Die Behandlung zeigte jedoch keinen Erfolg, und nach und nach führte die Krankheit dazu, dass beide Hände stark verkrüppelten. Die Verkrüppelung bei Lepra ist Folge der Schädigung peripherer Nerven, wodurch Schmerz- und Temperaturempfinden verloren gehen und wiederholte unbemerkte Verletzungen sowie Muskelschwund zu dauerhaften Deformationen führen.

Nach einer sechsmonatigen Aushilfstätigkeit auf einer Erdölförderstelle in Sangatanga ließ er sich 1981 vom Erziehungsministerium einstellen und betreute Grundschulklassen in Zeiten der Abwesenheit des regulären Lehrers. Über 14 Jahre war er so tätig, ohne auch nur die geringste Bezahlung zu erhalten. In Ekolo baute er eine Bleibe, legte eine Pflanzung an und lebte als Selbstversorger von Landwirtschaft, Jagd und Fischfang. Zeitweise lebte er mit einer Frau zusammen, und die beiden hatten eine Tochter, die mittlerweile 18 Jahre alt und Mutter eines kleinen Jungen ist. Sein Enkelkind lebt jedoch in Libreville und es ist schwierig für ihn, Kontakt aufzunehmen, zumal er bis jetzt kein Telefon besitzt.

Eines Tages kam er in Kontakt mit Praxède, der aus Ekolo stammenden Krankenpflegerin des Schweitzer-Spitals, die sich dort um die Leprakranken und die Sozialfälle kümmert, und äußerte den Wunsch, das einsame Leben im Wald aufzugeben und sich im Spital behandeln zu lassen. Dieser Wunsch war nun in Erfüllung gegangen und er bekam ein Zimmer im Haus der psychisch Kranken, da im Lepradorf keine passende Wohnung frei war.

François ist froh, im Schweitzer-Spital zu leben. Doch etwas fehlt ihm dort: eine Beschäftigung. Doch auch in dieser Beziehung konnten wir helfen: wir brachten ihn mit den beiden Gärtnern zusammen, die gerade die historischen Gemüsegärten Schweitzers wiederherstellen. Mit seinen langjährigen Erfahrungen im Anbau macht er sich nun dort nützlich. Als Frühaufsteher sieht man ihn nun schon bei Sonnenaufgang bei der Arbeit. Und der DHV sorgt dafür, dass er dafür eine kleine Entlohnung erhält.

Der einzige Misston kommt von Jean Claude, unserem bisher einzigen Leprakranken. Er meidet bisher den Kontakt mit François, wie er sagt, *„auf Anweisung Gottes“*.

Begegnungen





Helenes Radelclub 1901 von links nach rechts:
Elsa Haas, Helene Bresslau, Lina Conrad, Walter Leoni mit dem Kind
Richard Conrad, Mademoiselle Jürgens, Fritz Haas, AS, Elly Knapp

Werner Zager

„Miteinander für etwas leben“: Elly Heuss-Knapp und Albert Schweitzer

Elly Knapp, am 25. Januar 1881 in Straßburg geboren als Tochter der aus Georgien stammenden Lidia Korganow und des Professors für Nationalökonomie Georg Friedrich Knapp, gehörte wie Albert Schweitzers spätere Frau Helene Bresslau in ihrer Jugend dem Straßburger „Radelclub“ an, einem Kreis junger Menschen, die gemeinsam mit ihren Fahrrädern unterwegs waren und die ihnen damit eröffnete Freiheit genossen, Vorträge hielten, miteinander musizierten und Probleme diskutierten. Sie verband *„die Sehnsucht der in enger Festung lebenden Jugend, in die Natur hinauszukommen, die Absonderung von den überholten Konventionen der guten Gesellschaft, also ein Stück Kulturkritik, und das stolze Gefühl des Anbruchs einer neuen Zeit“*. Diesem jugendbewegten Kreis schloss sich 1902 auch der Straßburger Privatdozent Albert Schweitzer an. Elly Knapp hatte 1899 ihr Lehrerinnenexamen abgelegt und unterrichtete seit 1900 in Straßburg an einer von ihr mitbegründeten soge-

nannten Fortschrittsschule für Mädchen nach dem Besuch der siebenjährigen Volksschule.

In ihrem Buch *„Ausblick vom Münsterturm“* erinnerte sich Elly Heuss-Knapp noch Jahrzehnte später daran, wie Albert Schweitzer den Freunden auf dem Orgelklavier Teile aus der Matthäuspassion vorgespielt und die von ihm entdeckten Leitmotive erklärt habe. Auch hörten sie ihn hin und wieder predigen als Vikar in der Kirche St. Nicolai. An Sonntagnachmittagen traf man sich regelmäßig im Hause Knapp. Während Professor Knapp, der auf seinem Schreibtisch stets griffbereit ein griechisches Neues Testament liegen hatte, mit Schweitzer über alte und neue Bibelübersetzungen längere Gespräche führte, verstand es der Kunsthistoriker Georg Dehio, die Gesellschaft zu unterhalten. Als Schweitzer dem Freundeskreis eröffnete, er wolle Medizin studieren, um kranken Menschen in Afrika zu helfen, hätte man ihn zwar nicht ganz verstanden, jedoch geahnt, *„daß es Berufung im höchsten Sinne war, gegen die es keine Einwendungen gibt“*.

Elly Knapps großes Vorbild wurde der ehemalige Pfarrer Friedrich Naumann, der sich mittlerweile ganz einer links-liberalen Sozialpolitik verschrieben hatte. Im Sommer 1905 begann Elly Knapp in Freiburg als eine der ersten Frauen mit dem Studium der Volkswirtschaft, das sie im Oktober in Berlin fortsetzte, wobei sie ihren Schwerpunkt auf die Sozialpolitik legte. Sie kam nicht nur in Kontakt mit Gewerkschaften und der bürgerlichen Frauenbewegung, sondern sie begegnete auch Friedrich Naumann, der sie als Referentin für Vorträge engagierte. Über ihn wiederum lernte sie ihren späteren Mann, den Journalisten Theodor Heuss, kennen. Diesen führte sie dann auch in ihren Straßburger Freundeskreis ein, als sie 1906 ihren Unterricht in Straßburg wieder aufgenommen hatte und mit ihrer Vortragstätigkeit begann. Somit ergab es sich, dass Albert Schweitzer die beiden traute.

Die Trauung fand statt in der Straßburger Wilhelmerkirche (auch Wilhelmskirche bzw. Église Saint-Guillaume genannt) am 11. April 1908. Der Name der Kirche geht darauf zurück, dass es sich ursprünglich um die Kirche des Bettelordensklusters der Wilhelmiten handelte. 1895 hatte Ernst Münch, der Bruder von Schweitzers Orgellehrer in Mülhausen, den Wilhelmer-Chor

gegründet, der insbesondere Johann Sebastian Bachs Kantaten und Passionen aufführte, bei denen Schweitzer häufig die Orgelbegleitung übernahm.

Über die Trauung schrieb Schweitzer in seinen Erinnerungen:

„Als Elly Knapp mich bat, ihre Trauung zu halten, kam ich in die Lage, mich mit beiden beschäftigen zu müssen. Da ging mir auf, daß diese zwei Menschen, die den Lebensweg gemeinsam gehen wollten, viel empfangen und viel zu geben hatten. Diesen Gedanken legte ich der Trauungsansprache zugrunde. Ich hielt sie in einer merkwürdigen Ergriffenheit, von der ich mir Rechenschaft zu geben suchte, ohne es zu vermögen.“

In der Trauansprache über Jesu Wort *„Ihr seid das Salz der Erde“* (Matthaus 5,13) heißt es entsprechend: *„Das wahre Glück in diesem Augenblick ist nicht, dass zwei Menschen sich innerlich geloben, wir wollen füreinander leben, sondern dass dieses in ihren Gedanken zugleich bedeutet: ‚Wir wollen miteinander für etwas leben‘. Nur die haben begriffen um was es sich in der Arbeit an unserer Zeit handelt, denen es aufgegangen ist, dass alles Helfen, Bessern und Fördern auf die Schaffung eines neuen Geistes gehen muss. [...] Der Geist aber, auf den wir hinwirken ist der Geist Jesu.“*⁸

Sowohl Elly Heuss-Knapp als auch Theodor Heuss haben solches Vorhaben zu Beginn ihrer Ehe im Laufe ihres Lebens durch ihr politisches und gesellschaftliches Engagement in überzeugender Weise verwirklicht.

Wenn Schweitzer damit sicher auf das agendarische Trauversprechen anspielt, den Ehepartner zu lieben und zu ehren, so ist es doch bemerkenswert, dass der Ehrfurchtsgedanke für Schweitzers Eheverständnis von entscheidender Bedeutung ist, wenn es in der Trauredede heißt:

*„Was noth thut, wenn zwei Menschen den Bund fürs Leben schliessen, ist dass sie sich Ehrfurcht entgegenbringen. Zuneigung und Liebe bekommen durch diese erst ihre Weihe.“*⁹

Mit Bezug auf die *„Erinnerungen“* von Theodor Heuss ist noch nachzutragen, dass Schweitzer einige Male Elly und ihn im Scherz gefragt habe, *„ob uns nicht der Lysoformgeruch gestört habe“*. War der Medizinstudent doch von einer vorausgegan-

nen Entbindung zur Trauhandlung gekommen.¹⁰ Außerdem habe Schweitzer ohne Vorliegen der Eheurkunde die Trauung vollzogen. Mit einer guten Portion Humor erzählt Heuss, wie es dazu kam:

*„[...] ich hatte die standesamtliche Eheurkunde brav sogleich im Koffer verwahrt. Was tun? Der Vater Knapp, der gar nicht für peinliche Geschichten war, stöhnte: ‚Er hat gar keine Erfahrung!‘ Ich machte wohl ein so unschuldig-schuldbeladenes Gesicht, daß Schweitzer entwapfnet die Strafandrohung des Gesetzes mißachtete.“*¹¹

Während die junge Familie Heuss – 1910 wurde als einziges Kind der Sohn Ernst Ludwig geboren – 1912 nach Heilbronn zog, brachen Helene und Albert Schweitzer am 21. März 1913 nach Lambarene auf. Elly Heuss-Knapp und das Ehepaar Schweitzer begegneten sich erst wieder im Jahre 1918, als Helene und Albert Schweitzer – aus französischer Internierungshaft – in die elsässische Heimat zurückkehrten.

Für die Wahrnehmung Schweitzers durch Elly Heuss-Knapp ist von besonderem Interesse, wie sie im Jahr 1927 für die durch den Evangelischen Verband für die weibliche Jugend Deutschlands herausgegebene Monatsschrift *„Jugendweg“* die Frage *„Wer ist Albert Schweitzer?“* beantwortet hat.¹² Elly Heuss-Knapp gibt darauf die folgenden fünf Antworten, wobei keine die ganze Wahrheit enthalte:

„Die erste Antwort heißt: Er ist der Verfasser der Bach-Biographie, die zugleich in französischer wie in deutscher Sprache erschien und auch ins Englische übersetzt wurde. Sie gilt für klassisch, das heißt in ihrer Art vollendet.“

Die zweite Antwort: Er ist der Gelehrte, der die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung schrieb und damit ein Buch, das gewissermaßen einen Wendepunkt in der modernen Theologie darstellt. Die historisch-kritische Methode ist darin so ganz bis zu Ende gedacht, daß ihr Weg fast aufzuhören schien. Er beweist darin, daß jede Zeit ihr eigenes Jesusbild malt, daß man darum auch nicht zum historisch genauen Bild kommt, wenn man nur nach dem geschichtlichen Jesus von Nazareth fragt. Aber er selbst, so sagt er, geht wie ein König durch alle Zeiten und wählt sich seine Nachfolger.“

Die dritte Antwort: Der große Orgelspieler, der in Deutschland, Holland, Schweden wie in Paris vor dem Kriege die großen Aufführungen der Matthäuspassion begleitete, der sich ein Orgelklavier, in vielen Kisten verpackt, als wichtigstes Gepäckstück mit nach Afrika nahm.

Die vierte: Der Verfasser der ‚Kulturphilosophie‘, der ganz ohne schulmäßige Fachausdrücke eine Ethik schrieb, so einfach, daß jeder, der denken kann, sie auch zu lesen vermag, und die in dem Begriff der ‚Ehrfurcht vor dem Leben‘ gipfelt, völlig untheologisch, im Humanismus wurzelnd – geschrieben während des Weltkrieges in Afrika: ‚Verfall und Wiederaufbau der Kultur‘.

Die fünfte und für uns heute die wichtigste: Der Arzt, der ganz allein, nur von einem Kreis von Freunden durch freiwillige Gaben unterstützt, am Kongo ein Spital begründet hat und unterhält, worin die Neger operiert und behandelt werden, in einem Gebiet, das noch nie einen Arzt gehabt hatte, in einer durch Schlafkrankheit und Aussatz schwer gefährdeten Gegend. Im Jahre 1913 fuhr er zuerst hinaus nach Lambarene, wo er bei der französischen Mission zu Gast war.“¹³

Es kommt nicht von ungefähr, wenn Elly Heuss-Knapp, die sich stets für benachteiligte Menschen eingesetzt hat, Schweitzer als Arzt von Lambarene am wichtigsten ist. Und so überrascht es nicht, wenn sie in ihrem Brief an Schweitzer zum 60. Geburtstag erneut dessen ärztliches Wirken thematisiert: *„Auf die Frage, warum Du mit dreißig Jahren ein reiches, an Erfolgen reiches Leben als theologischer akademischer Lehrer und als Orgelspieler, als Schriftsteller und Gelehrter aufgabst, um nach neuem, mühevollen Studium zu den schlafkranken Negern nach Afrika zu gehen, auf diese Frage (wie oft haben wir sie immer neu gestellt!) gabst Du die schlichte Antwort, das Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus habe sich Dir dargestellt als Ruf der afrikanischen Kranken nach dem helfenden Arzt.“¹⁴*

Im Blick auf Schweitzers Antwort spricht Elly Heuss-Knapp von der „Logik der Heiligen“.¹⁵ Schweitzers Dienst an den afrikanischen Kranken war ihr deshalb bedeutsam, weil *„die Wahrheiten des Evangeliums aufleuchten, nicht so oft wir sie lesen, sondern wenn sie von einem Menschen gelebt werden“*.¹⁶

Nachdem Theodor Heuss am 12. September 1949 von der Bundesversammlung in Bonn zum ersten Bundespräsidenten

der Bundesrepublik Deutschland gewählt worden war, gratulierte Schweitzer ihm in seinem Brief vom 23. September mit folgenden Worten:

„Lieber Herr Heuss, liebes Ellychen.

Also, was in den Tagen, da ich euch sah, erwartet wurde, ist Wirklichkeit geworden! Ich hoffte euch in Stuttgart oder Königswald zu sehen, um meine Glückwünsche mündlich anzubringen. Nun muss ich leider darauf verzichten und es mit der Feder tun. Ich freue mich, lieber Freund, dass Sie es sind, die diesen Platz innehaben. Durch Sie wird etwas von dem Geiste Naumanns in unserer Zeit lebendig erhalten und wirksam. Dies bedeutet nach meinem Empfinden sehr viel. Möge Ihnen eine schöne (oder sagen wir bescheiden nicht übermäßig gehemmte) Tätigkeit beschieden sein und mögen Sie in der rechten Weise den Punkt auf dem I abgeben, als den Hegel das Staatsoberhaupt ansieht. Vieler Menschen Hoffen auf Sie begrüßt Sie auf dem Platze, den Sie einnehmen. Dass du Ellychen deine Sache perfekt machen wirst, daran zweifle ich nicht. Dir haben die Musen verliehen, dass du in der Hütte und in dem Palast in gleicher Weise am Platze bist.

Natürlich bin ich geschwollen zu euren früheren Bekannten zu gehören. Ich gehe im Dorf herum und erzähle: ‚Un ich hab‘ em Bundespräsident und Ihrer d‘ Hochzittpredigt g‘halte‘, was ein zu anderen hinzukommender Ruhmestitel für mich bedeutet. [...]“¹⁷

Sein Bedauern, dass es wegen seiner Arbeitsbelastung nicht zu einem Treffen kommen konnte, wird am Schluss des Briefes mit der hoffnungsvollen Perspektive auf ein Wiedersehen im Sommer des nächsten Jahres verbunden: *„So tröste ich mich mit dem Gedanken, euch nächsten Sommer bei euch, dans votre résidence, zu besuchen, wobei ich dir, Ellychen, zum voraus verspreche, die Schuhe gut abzuputzen ehe ich auf die Teppiche trete.“¹⁸*

Im Jahr 1950 zählte Elly Heuss-Knapp zu denjenigen, die sich für die Verleihung des Friedensnobelpreises an Schweitzer einsetzten.¹⁹ Zum letzten Mal sah man sich am 16. September 1951 bei der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels an Schweitzer in der Frankfurter Paulskirche, bei der Theodor Heuss die Ansprache hielt.²⁰ Daran schloss sich ein gemeinsamer Nachmittag der beiden befreundeten Ehepaare an.

Elly Heuss-Knapp, die 1950 noch zusammen mit Antonie Nopitsch das Deutsche Müttergenesungswerk (voller Name heute: Elly-Heuss-Knapp-Stiftung – Deutsches Müttergenesungswerk) gründete, wurde zunehmend von Krankheit gezeichnet. Am 19. Juli 1952 starb sie im Alter von 71 Jahren in Bonn. Albert Schweitzer schrieb am 15. August in Günsbach an Theodor Heuss:

„Lieber Freund. Bei der Ankunft in Bordeaux erfuhr ich das Ableben deiner lieben Frau. Du kannst dir vorstellen, wie tief mich das beeindruckte und betrübte. Sie gehörte ja mit allen schönen Erinnerungen an das alte Strassburg zusammen. Und wir hatten uns vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an so gut verstanden. Und als unser altes Strassburg nicht mehr war, haben wir jedes die Laufbahn des anderen verfolgt. Ich war so froh, dass sie den Lebensweg mit dir ging. Und zuletzt fand sie noch eine Stellung, in der sie ihr ganzes Wollen und Talent des Wirkens entfalten konnte. Das habe ich ganz aus der Ferne miterlebt und mich von Herzen darüber gefreut. Nun ist es bald ein Jahr her, dass ich sie wiedersehen durfte. Und wiederum war etwas zu bewundern: die Art, wie sie ihr Leiden trug, so still, so tapfer. Wie gar oft habe ich seither mit tiefer Teilnahme ihrer gedacht, als Arzt wissend, was ihr zu tragen auferlegt war. Ach, wenn man kennt, was an Leiden ihre Krankheit bedeute[te], wagt man gar nicht recht um ihr Hinscheiden zu trauern, sondern gönnt ihr, dass das Leiden zum Ende kam. Lass mich dir sagen, wie innig ich an deiner Trauer teilnehme.“²¹

1 Vgl. Elly Heuss-Knapp, Ausblick vom Münsterturm. Erinnerungen, Tübingen 1953 (1952), S. 62.

2 A.a.O., S. 63.

3 Vgl. ebd.

4 Vgl. a.a.O., S. 64 f.

5 A.a.O., S. 63.

6 Vgl. Theodor Heuss, Erinnerungen 1905–1933, Tübingen 1963, S. 124. – In den Schweitzer-Biographien wird meist angenommen, dass die Trauung in der Straßburger Kirche St. Nicolai stattfand, an der Schweitzer Vikar war (so z.B. Nils Ole Oermann, Albert Schweitzer 1875–1965. Eine Biographie, München 2009, S. 101).

7 Albert Schweitzer, Erinnerungen an Elly Knapp und Theodor Heuss, geschrieben am 23.8.1953 in Lambarene (veröffentlicht unter dem Titel: „Empfangen und Geben“ 1954 in der Stuttgarter Zeitung).

8 Erstveröffentlichung der Traureden Albert Schweitzers für Elly Knapp und Theodor Heuss in: Albert Schweitzer, Theologischer und philosophischer Briefwechsel 1900–1965, hrsg. v. Werner Zager in Verbindung mit Erich Gräßer; unter Mitarbeit von Markus Aellig, Clemens Frey, Roland Wolf u. Dorothea Zager (Werke aus dem Nachlaß), München 2006, S. 387–389; Zitat: S. 388.

9 A.a.O., S. 387.

10 Siehe Theodor Heuss, Erinnerungen 1905–1933 (s. Anm. 6), S. 124.

11 A.a.O., S. 125.

12 Vorausgegangen waren an Lebens- und Berufsstationen: 1911 Lehrerin an der Sozialen Frauenschule Alice Salomons in Berlin, 1912 Übersiedlung nach Heilbronn, 1914–1918 Arbeitsvermittlung für Frauen von Soldaten im Felde in Heilbronn, Fortsetzung der Vortragstätigkeit, März 1918 Umsiedlung nach Berlin, Lehrerin im Pestalozzi-Fröbel-Haus und in der Sozialen Frauenschule, 1919 erfolglose Kandidaturen zur Weimarer Nationalversammlung und 1920 zum Deutschen Reichstag, 1923 Mitarbeit in der Evangelischen Gemeinde zum Heilsbrunnen in Berlin-Schöneberg bei Pfarrer Otto Dibelius, mehrere Jahre Teilnahme an religionspädagogischen Seminaren bei Friedrich Delekat, 1926–1933 Lehrerin am Burckhardt-Haus in Berlin-Dahlem. – Vgl. Horst Ferdinand, Art. Elly Heuss-Knapp, in: Baden-Württembergische Biographien, hrsg. im Auftrag der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Bd. 2, Stuttgart 1999, S. 218–223 oder: https://www.leo-bw.de/fr/detail/-/Detail/details/PERSON/kg_l_biographien/118704397/biografie.

13 Elly Heuss-Knapp, Albert Schweitzer, in: Jugendweg. Monatsschrift, hrsg. v. Evangelischen Verband für die weibliche Jugend Deutschlands durch den Burckhardt-Haus-Verlag, Jg. 8 (Berlin-Dahlem 1927), S. (183–184) 183; wieder veröffentlicht unter dem Titel „Wer ist Albert Schweitzer?“ in: Anna Paulsen, Elly Heuss-Knapp. Zeugnisse ihres Wirkens (Begegnungen, hrsg. v. Theodor Schlatter u. Peter Meinhold, Bd. 2), Stuttgart 1959, S. (62–64) 62 f. In der Erstveröffentlichung fehlt die dritte Antwort; stattdessen ist die vierte doppelt abgedruckt.

14 Albert Schweitzer, Theologischer und philosophischer Briefwechsel (s. Anm. 8), S. 391.

15 Ebd.

16 Ebd. – Zur Orientierung seien die weiteren Lebens- und Berufsstationen von Elly Heuss-Knapp genannt: 1931–1933 (Februar) Mitglied des Kulturbetriebs am Berliner Rundfunksender, Rundfunkvorträge seit 1928, 1933–1942 Werbeberaterin namhafter Firmen in Deutschland und in der Schweiz, Rundfunk- und Schallplattenwerbung, nach dem Verbot der Rundfunkwerbung ab 1935 Kinowerbefilme, November 1943 Umsiedlung nach Heidelberg-Handshuhsheim, 1945 Wiederaufnahme der publizistischen Tätigkeit, Umsiedlung nach Stuttgart, 1946–1949 DVP-Mitglied des Landtags von Württemberg-Baden in Stuttgart, 1949 Umsiedlung nach Bonn-Bad Godesberg, Viktorshöhe, 1950 nach Bonn, Villa Hammerschmidt (vgl. Horst Ferdinand, Art. Elly Heuss-Knapp [s. Anm. 12]).

17 Albert Schweitzer, Theologischer und philosophischer Briefwechsel (s. Anm. 8), S. 311.

18 A.a.O., S. 312.

19 Vgl. a.a.O., S. 392–394. – Schweitzer wurde im Oktober 1953 der Friedensnobelpreis für das Jahr 1952 verliehen, den er am 4.11.1954 in Oslo entgegennahm.

20 Theodor Heuss, Ansprache anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels an Professor Albert Schweitzer auf dem Ersten Deutschen Buchhändlerkongress am 16. September 1951 in der Paulskirche zu Frankfurt am Main, in: Börsenblatt für den Dt. Buchhandel. Frankfurter Ausg., Jg. 7, Nr. 82 (12.10.1951), S. 365–367; vgl. auch Albert Schweitzer, Rede bei der Verleihung des Friedenspreises der deutschen Verleger in Frankfurt, 16. 9. 1951, in: Ders., Vorträge, Vorlesungen, Aufsätze (Werke aus dem Nachlaß), hrsg. v. Claus Günzler, Ulrich Luz u. Johann Zürcher, München 2003, S. 203–209.

21 Albert Schweitzer, Theologischer und philosophischer Briefwechsel (s. Anm. 8), S. 313.



*Ankündigungen/
Besprechungen*

RAPHAEL ZAGER, WERNER ZAGER (HRSG.),
**ALBERT SCHWEITZER. MYTHOS UND WIRKLICHKEIT.
ZUR REZEPTION IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART**
(VERÖFFENTLICHUNGEN DES BUNDES FÜR FREIES
CHRISTENTUM BD. 9), EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
LEIPZIG 2026, 228 S., ISBN 978-3-374-08023-6, 35€.



Die Beiträge des vorliegenden Bandes werfen einen ganz speziellen Blick auf den am 14. Januar 1875 in Kayserberg bei Colmar, im damals zum Deutschen Reich gehörigen Reichsland Elsass-Lothringen geborenen Pfarrerssohn. Und zwar beschäftigen sie sich nicht in erster Linie mit dem, was dieser selbst gedacht, geschrieben und veröffentlicht hat. Sondern es geht darum, wie die Person Albert Schweitzers, sein Wirken als Theologe, Philosoph und Arzt sowie Begründer des Spitals von Lambarene auf-

genommen worden ist – sei es zu seinen Lebzeiten oder auch danach.

In den beiden Jahrzehnten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war Albert Schweitzer sicher einer der bekanntesten Menschen in Deutschland. Dies gilt interessanterweise sowohl für die damalige Bundesrepublik als auch für die DDR. In beiden Teilen Deutschlands fungierte er als großes Vorbild. Wie es dazu kam und welche Bedeutung Schweitzer zugemessen wurde, wird von Caroline Fetscher im Blick auf den Westen und von Wolfgang Pfüller im Blick auf den Osten Deutschlands vorgestellt.

Von besonderem Interesse ist es natürlich sodann, wie die theologischen und philosophischen Denkansätze des Straßburger Privatdozenten in den jeweiligen universitären Fachdisziplinen rezipiert worden sind. Michael Großmann und Raphael Zager nehmen sich dieser Fragestellung an. Werner Zager widmet

sich den Beziehungen Schweitzers zu Mitgliedern des Bundes für Freies Christentum, zu dessen Ehrenpräsidenten dieser ernannt worden war.

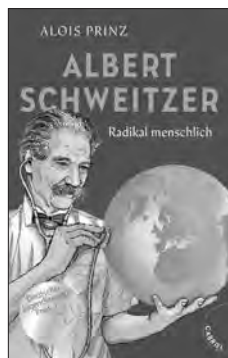
Dass es sich lohnt, sich einerseits von Gedanken Albert Schweitzers inspirieren zu lassen und sich dabei andererseits auch mit diesen kritisch auseinanderzusetzen, zeigt die Dialogpredigt von Dorothea Zager.

Dem Buch liegen die Vorträge zugrunde, die auf der Jahrestagung des Bundes für Freies Christentum vom 19. bis 21. September 2025 im Haus der Kirche in Bad Herrenalb gehalten wurden. Die Tagung fand in Kooperation mit der Evangelischen Akademie Baden, dem Deutschen Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene und der Stiftung Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum statt.

Selbstverständlich haben wir bereits während der Tagung es nicht bei einem kritischen Rückblick bewenden lassen, sondern haben gemeinsam überlegt und miteinander diskutiert, welche Gedanken, Erkenntnisse und Verhaltensweisen Albert Schweitzers für uns heute von Bedeutung sein können – für unser Leben, Denken und Glauben als Christenmenschen in Zeiten, die wahrlich herausfordernd sind. Im Blick darauf werden die auf der Tagung gehaltenen Vorträge thematisch ergänzt durch zwei Beiträge von Johann Hinrich Claussen, dem Kulturbeauftragten des Rates der EKD, und Gottfried Schütz, dem bisherigen Vorsitzenden der Stiftung Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum. Diesen schließt sich noch der „*Brief an die Jahrestagung des Bundes für Freies Christentum*“ von Hans-Georg Wittig über Schweitzer als Vorkämpfer eines Atom Pazifismus an. Im Anhang ist zudem die einschlägige SPIEGEL-Titelgeschichte „*Albert Schweitzer: Mythos des 20. Jahrhunderts*“ von Claus Jacobi aus dem Jahr 1960 aufgenommen.

ALOIS PRINZ:

ALBERT SCHWEITZER. RADIKAL MENSCHLICH,
GABRIEL IN DER THIENEMANN-ESSLINGER VERLAG GMBH,
ERSCHEINUNGSTERMIN : VORRAUSSICHTLICH
2. JAHRESHÄLFTE 2026.



Mit der neuen Auflage von Alois Prinz vielgelobter Schweitzer-Biographie, die Roland Wolf im letzten Rundbrief besprochen hat, erscheint 2026 eine angekündigte, überarbeitete Fassung im Taschenbuchformat, in der kleinere Fehler der Erstauflage korrigiert werden. Das Buch, das bereits mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet wurde, bietet ein lebendiges und gut zugängliches Porträt Albert Schweitzers, ideal für junge Leserinnen und Leser ebenso wie für eine

erste Annäherung an sein Leben und Wirken.

MATTHIEU ARNOLD:

**ALBERT SCHWEITZER. EIN LEBEN FÜR ANDERE.
DIE BIOGRAPHIE,**

EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT LEIPZIG 2026, 560 S.,
ISBN 978-3-374-08062-5, 39€

Mit der deutschen Ausgabe der im letzten Rundbrief besprochenen französischsprachigen Biographie Albert Schweitzers legt Matthieu Arnold nun endlich auch im deutschsprachigen Raum diese großartige Biographie über den Arzt, Theologen, Friedensnobelpreisträger und Begründer der Ethik „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ vor. Aufbauend auf über zehn Jahren Forschung und der Auswertung unterschiedlichster deutscher und französischer Quellengattungen, zeichnet Arnold ein vielschichtiges, historisch präzises Bild Schweitzers. Die bereits vielbeachtete französische Ausgabe hat gezeigt, wie lesbar, ausgewogen und wissenschaftlich fundiert Arnolds Zugang ist. Ab Juli 2026 können nun auch deutschsprachige Leserinnen und Leser dieses bedeutende Werk entdecken.

GUNTHER LUDWIG:

**GENIUS LOCI. AUF DEN SPUREN VON ALBERT UND HELENE
SCHWEITZER IN KÖNIGSFELD,**
EDITION AISL 2026, 300 S., ISBN 978-3-00-086464-3,
28,90€



Königsfeld im Schwarzwald: ein kleiner Kurort, der ab 1923 Schauplatz einer außergewöhnlichen Familiengeschichte war. Während Albert Schweitzer das von ihm und seiner Frau Helene gemeinsam gegründete Hospital in Afrika weiter ausbaute und in den Folgejahren mit Ehrungen bis hin zum Friedensnobelpreis überhäuft wurde, führte die lungenkranke Helene ein zurückgezogenes Leben im Familiendomizil im Schwarzwald. Auch die Kindheit der

Tochter Rhena verlief im Schatten eines abwesenden, wenn auch berühmten Vaters. Eine Familiengeschichte voller Dramatik und Entsagungen, aber auch voll spannender Begegnungen und tiefer Glücksmomente rückt Günther Ludwig nun ins Licht. Der Autor geht den vielen kleinen Spuren nach, die sich im Ort selbst erhalten haben. Entstanden ist eine bunte Collage mit Erinnerungen an eine ferne Lebenswirklichkeit – bewusst als Potpourri belassen und nicht in eine einheitliche Erzählform gezwängt. Ludwigs Buch ist kein Werk, das Bekanntes grundlegend neu deutet. Es ist ein sorgfältig zusammengetragenes Mosaik aus Bild- und Textdokumenten sowie eigenen Fotografien, das eine bislang kaum erzählte Facette des Familienlebens sichtbar macht und damit eine Lücke in der Schweitzer-Dokumentation schließt. Für alle, die Albert Schweitzer nicht nur als Urwaldarzt und Denker, sondern als Menschen in seinem familiären Umfeld verstehen möchten, ist dieses Buch eine bereichernde Lektüre – und möglicherweise eines der letzten fehlenden Puzzleteile im Lebensmosaik zweier außergewöhnlicher Menschen.

Presseschau 2025 – Zur medialen Resonanz Albert Schweitzers im Jubiläumsjahr

Das Deutsche Albert-Schweitzer-Zentrum ist nicht nur in der glücklichen Situation, einige Originale des großen „*Urwalddoktors*“ zu besitzen – es versucht seit nunmehr 60 Jahren seines Bestehens auch unter Berücksichtigung von Kapazität und Ressourcen nach bestem Wissen und Gewissen den Sammelauftrag für alle deutschsprachigen Veröffentlichungen von und über Albert Schweitzer zu erfüllen. Es ist und bleibt bedeutend, das begonnene Werk lückenlos weiterzuführen und auf diese Weise einen wichtigen Beitrag zur Bewahrung des geistigen Erbes von Albert und Helene Schweitzer zu gewährleisten und relevante Materialien für künftige (Forschungs-)Arbeiten zur Verfügung stellen zu können.

Die Medienbeobachtung ist dabei aber mehr als eine archivarische Pflichtübung. Sie ist auch ein Barometer für die gesellschaftliche Relevanz einer Persönlichkeit wie Albert Schweitzer, einer Figur, die zwischen Mythos, Legende und einem durch Kritik angekratzten Image als Kolonialist changiert. Die entscheidende Frage lautet: Ist Schweitzer 2025 noch bedeutungsvoll für gesellschaftliche Debatten oder nur noch lauwarme Vorlage für Quizfragen, Wandsprüche und Kalenderaphorismen?

Die Zahlen des Jubiläumsjahres sprechen eine erfreuliche Sprache. Mit professioneller Medienbeobachtung erfasst, gingen die Treffer aus dem deutschsprachigen Raum 2025 in die Hunderte – ein bemerkenswertes Hoch, das der üblichen, in den letzten Jahren rückläufigen Kurve entgegensteht. Der mit Abstand meistverbreitete Einzelbeitrag war dabei kurioserweise kein Leitartikel und keine wissenschaftliche Würdigung, sondern eine Meldung über den Komiker Otto Waalkes: Er hatte als Schüler ein Porträt seines großen Vorbilds Albert Schweitzer bei einem Kindermalwettbewerb eingereicht

– und wurde disqualifiziert. Die Jury hatte aufgrund der Qualität des eingereichten Beitrags vermutet, das Bild müsse ein Erwachsener gemalt haben. Diese Geschichte erschien in 128 unterschiedlichen Medien und dürfte Schweitzers Namen 2025 in manche Redaktion getragen haben, die ihn sonst kaum erwähnt hätte.

Auch in die Welt der neueren Medien hat Albert Schweitzer Einzug gehalten. Einige bereits etablierte Podcasts widmeten dem Geburtstagskind Einzel-Folgen, die thematisch zum übergeordneten Thema der jeweiligen Hosts passten und sicherlich wurde damit eine beachtliche Reichweite erzielt. Hervorzuheben ist der eigens für das Jubiläumsjahr produzierte Podcast *Albert Schweitzer: Werte, Leben, Inspiration* der Albert-Schweitzer-Kinderdörfer und Familienwerke, der sich in sechs Folgen unterschiedlichsten Aspekten der Persönlichkeit Albert Schweitzers, seiner Rezeption und seinem Einfluss auf die eigene institutionelle Arbeit widmete.

Wiederkehrendes Motiv in vielen Beiträgen aller Medienarten war Schweitzer als Vorbild für das eigene Handeln, vor allem im Umgang mit der Schöpfung, natürlichen Ressourcen und im Hinblick auf seinen Friedensgedanken und seine Mitmenschlichkeit. Ebenfalls herausragende Beachtung fand in vielen Beiträgen Schweitzers musikalische Dimension, die im öffentlichen Bewusstsein nach wie vor weit weniger präsent ist als sein ärztliches Wirken oder seine Ethiklehre der Ehrfurcht vor dem Leben.

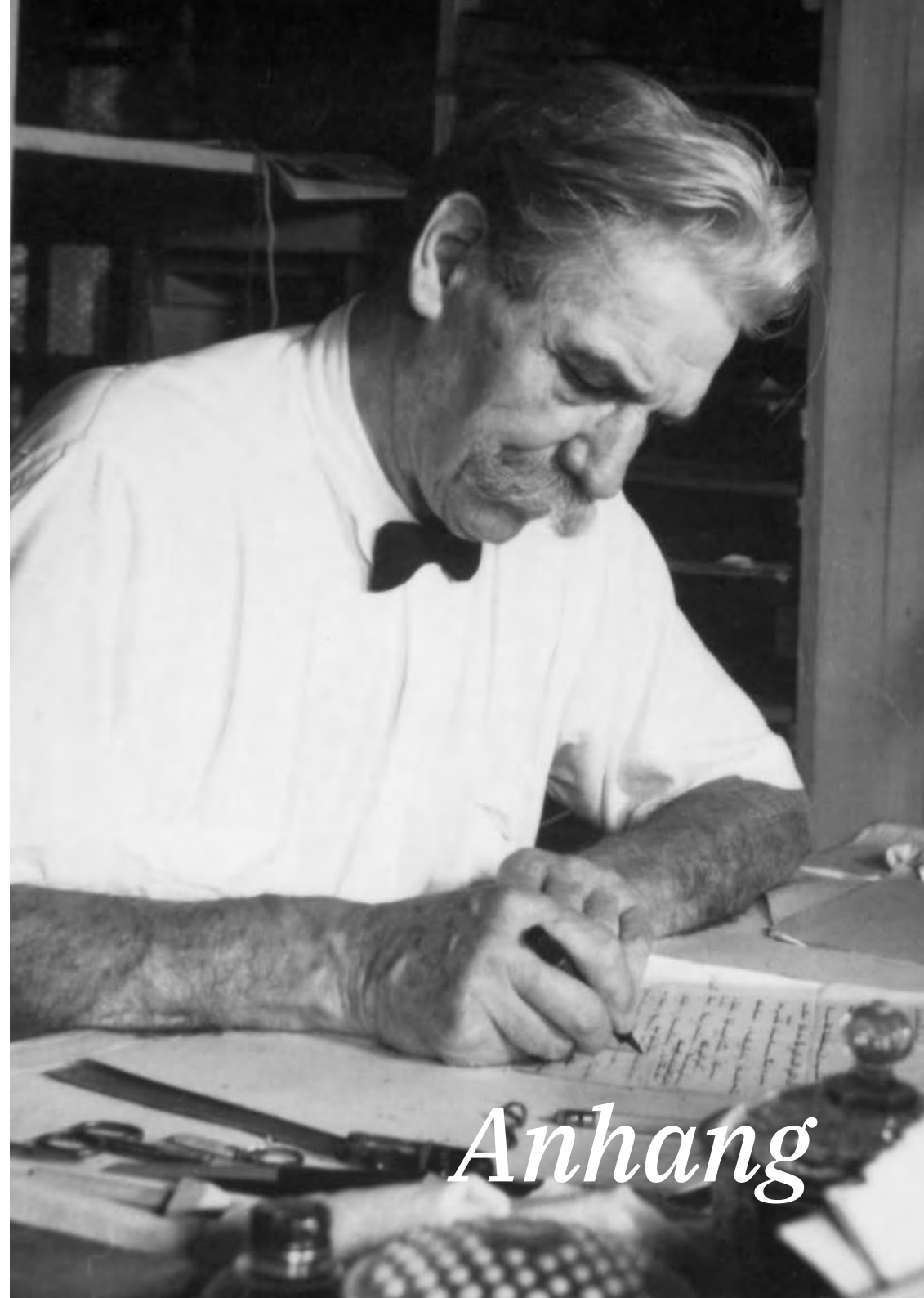
Der Löwenanteil der übrigen Berichterstattung entfiel auf Veranstaltungsankündigungen und -besprechungen: Vorträge, Konzerte, Gedenkfeiern. Was die Berichterstattung des Jubiläumsjahres jenseits der Statistik zeigt, ist eine bemerkenswerte emotionale Resonanz beim Publikum: Wo Texte, Vorträge und Konzerte Schweitzers Denken und Wirken in den Mittelpunkt stellten, begegneten die Menschen einer Persönlichkeit, die berührt. Besonders Schweitzer als Orgelvirtuose und Bach-Interpret, entfaltete einen Widerhall, der über bloße Erinnerungskultur hinausgeht.

Den intellektuellen Höhepunkt des Jubiläumsjahres markierte ein Disput, der zwar nicht neu ist, aber exemplarisch zeigt, dass Schweitzer keine museale Figur ist. Caroline Fetscher

veröffentlichte am 29. März 2025 in der taz unter dem Titel „Worüber Albert Schweitzer schwieg“ eine quellengestützte Kritik: Sie argumentiert wie in ihrem bereits 2023 erschienenen Buch „Tröstliche Tropen“, dass Schweitzer den jüdischen Anteil am Betrieb seines Spitals in Lambarene systematisch verschwiegen hätte und öffentlich nie ein Wort über den Holocaust verlor. Gottfried Schüz, bis Ende 2025 Vorstandsvorsitzender der Stiftung Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum, antwortete mit einem Leserbrief, der Schweitzers frühe Kulturphilosophie von 1923 und seine Goethe-Rede von 1932 als Belege für ein klares politisches Bewusstsein ins Feld führte und Fetschers Interpretation als selektive Lektüre zurückwies. Dieser Austausch ist keine Randepisode: Er steht stellvertretend für eine Debatte, die noch über das Jubiläumsjahr hinausweisen kann und ebenfalls in der Podiumsdiskussion vom 28. August 2025 im Rahmen einer Veranstaltung der Evangelischen Akademie Frankfurt Niederschlag fand.

Daher lässt sich die eingangs gestellte Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz Schweitzers unbedingt bejahen: nicht als Kolonialist, nicht als Ikone einer vergangenen Epoche, sondern als Denker, dessen Grundüberzeugungen zu Frieden, Humanität und dem Respekt vor allem Lebendigen in einer Welt voller Krisen nichts an Dringlichkeit verloren haben.

Abschließend sei eine kritische Anmerkung erlaubt: Auch im Jubiläumsjahr kamen die Perspektiven der unmittelbar Betroffenen im afrikanischen Kontext kaum zu Wort. Rühmliche Ausnahme ist die am Todestag Schweitzers bei ARTE ausgestrahlte Co-Produktion von ARTE und ZDF „Das Urwaldkrankenhaus – Mythos Albert Schweitzer“, die auch Stimmen aus Gabun zu Wort kommen ließ. Selbst bei der oben angesprochenen Podiumsdiskussion blieb die Kolonialismusdebatte eine europäische Angelegenheit, stellvertretend geführt aus europäischer Sicht. Umso gespannter darf man auf die Beiträge und Diskussionen einer im April dieses Jahres an der Universität von Libreville veranstalteten Tagung blicken, deren Ergebnisse bei Redaktionsschluss für den Rundbrief noch nicht zugänglich waren. Es wird dem deutschsprachigen Diskurs gut anstehen, die afrikanische Sichtweise ernsthaft in künftige Abhandlungen über die Person Albert Schweitzer und sein geistiges Erbe einzubeziehen.



Anhang

Autorenverzeichnis

ANNE KATHARINA FARLE

Geb. 1978 in Saarlouis, Studium der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte und der Italienischen Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes (UdS) und der Università degli Studi di Firenze. Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Geschichte des Mittelalters, UdS. Mehrjährige Tätigkeit in verschiedenen Referentinnenstellen an der Universität des Saarlandes sowie am Kompetenzzentrum Informatik Saarland (KIS). Weitere Stationen in Kommunikation, Marketing und Business Development in der freien Wirtschaft. Seit November 2024 Mitarbeiterin des Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums (DASZ).

MARTIN GROSS

Geb. 1955, Kirchenmusiker, Organist, Chorleiter und Komponist, Journalist; Studium der Kirchenmusik, Musikwissenschaft, Philosophie und Physik; Redaktionsleiter bei der Privaten Rundfunkgesellschaft Ortenau, danach Koordinator der Geschäftsleitung für privaten Rundfunk bei der Zeitungsgruppe WAZ in Essen. Zur Zeit evangelischer Kirchenmusiker als Chorleiter, Projektleiter und Organist in Lahr/Ortenau und Friesenheim/Ortenau. Martin Groß hat schon in frühester Kindheit durch seine als Sängerin tätige Mutter, später durch seine Lehrer und Professoren Bach und seine Musik kennen und lieben gelernt. Bei seinen Konzerten im In- und Ausland steht die Musik Johann Sebastian Bachs im Mittelpunkt. Seine Kompositionen sind geprägt von Musikerfahrungen beim Studium der Musik von Xenakis, Messiaen und Ligeti, fußen aber strukturell auf der Musik Johann Sebastian Bachs. Im Rahmen der von ihm in Namibia initiierten „*AKTION MUSIK HILFT MENSCHEN*“ stellt er im Rahmen von Benefizkonzerten die Musik in den caritativen Dienst. Seit 2021, derzeit gemeinsam mit dem Vorsitzenden Dr. Stefan Walther, im Vorstandsteam der Stiftung Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum Frankfurt am Main.

CHRISTIANE KASPER

Geb. 1973 in Alsfeld/Hessen, Studium der Ev. Theologie und Germanistik für das Gymnasiallehramt an der Justus-Liebig-Universität in Gießen, unterrichtet seit 1999 an der Albert-

Schweitzer-Schule in Alsfeld die Fächer ev. Religion und Deutsch. Ausgebildete Schulseelsorgerin und Hospizhelferin, Ausbildung in lösungsorientierter Traumatherapie und ehrenamtliche Begleiterin in Trauerprozessen. Ausgelöst durch eine Tagung an der Universität Luxemburg „*Mensch, Metapher, Maschine. Das Selbst im Spiegel der Technik/Die Technik im Spiegel des Selbst*“ beschäftigt sie sich seit 2024 intensiv mit Ethik und Pädagogik der KI sowie anderen Technologien, die Auswirkungen auf unser Menschenbild haben.

ANDREA MUNZ

Geb. 1970, hat als Kind ein Jahr mit ihren Eltern Jo und Walter Munz in Lambaréné gelebt. Studium an der Universität Bern mit Lizentiatsabschluss in Psychologie, Pädagogik und Psychopathologie. Seit 2014 selbständig als Coach, Supervisorin, Organisationsberaterin, Dozentin. Sie arbeitet als Psychologin in der Schweiz und ist Präsidentin des Vereins Albert Schweitzer Schule Kenia.

DANIEL NEUHOFF

Geb. 1966, Dr. rer. nat., ist als Hochschuldozent für Ökologischen Landbau im Institut für Nutzpflanzenwissenschaften und Ressourcenschutz der Universität Bonn tätig. Seit 2007 ist er im Vorstand des DHV als Schriftführer tätig. Von 2014 bis 2018 war er der deutsche Vertreter in der FISL. Sein menschliches Interesse an Albert Schweitzer ist von großer Dankbarkeit für dessen ständige Ermutigung zur Ethik der Tat geprägt.

RAINER NOLL

Geb. 1949, lebt im von ihm renovierten, im Mittelalter zum Kloster Eberbach im Rheingau gehörenden „*Erbacher Hof*“ in Wiesbaden-Nordenstadt, dem Stammsitz seiner Bauernfamilie. Nach Physik und Mathematik studierte er Musik in Siena (bei Fernando Germani, Organist des Petersdomes in Rom), Hamburg und Frankfurt/Main. 1972 bis 2014 Kantor an St. Martin in Kelsterbach. Konzerte, Schallplatten- und Rundfunkaufnahmen, Vorträge und Veröffentlichungen in Europa, den USA und Japan. Inspiriert vom Orgelideal Schweitzers konzipierte er 1973 die neue Orgel der Ev. Kirche in Wiesbaden-Bierstadt. 1982–92 ordnete und katalogisierte er Schweitzers musikalischen Nachlass in dessen Haus in Günsbach (Elsass).

KLAUS STOEVESANDT

Geb. 1941 in Berlin, studierte nach einer Lehre im Elektrohandwerk an der Pädagogischen Hochschule in Bielefeld. Bis 2003 war er dann an mehreren Schulen in der Umgebung Bielefelds als Lehrer für Mathematik, Technik und Naturwissenschaften tätig. Fachübergreifender Unterricht war ein Schwerpunkt seiner Arbeit mit Schülern und Schülerinnen. Nach seinem Schuldienst boten sich ihm Möglichkeiten, an Themenstellungen zur geschichtlichen Entwicklung der Naturwissenschaften in freier Form zu arbeiten. Auf diesem Wege gerieten auch ökologische Fragen ins Blickfeld, die schließlich zu einer intensiven Auseinandersetzung mit Albert Schweitzers Philosophie der Ehrfurcht vor dem Leben und Albert Camus' Gedanken über seine „*Liebe zum Leben*“ führte.

ROLAND WOLF

Geb. 1948, Dr. phil., Studium der Romanistik und Geographie; Studiendirektor i. R. Arbeitete von 1987–1993 als Fachberater und Lehrer für Deutsch in Gabun. Damals erste Kontakte mit dem Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene. Seit 1997 aktiv im Vorstand des DHV (Vorsitzender von 1998–2001), von 1996 bis 2014 Vertreter des DHV in der Internationalen Stiftung für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene (FISL), und von 2014 bis 2019 Vertreter der AISL, von 2007–2010 Präsident des Stiftungsrats. Von 2001 bis 2019 führte er 32 Reisegruppen nach Lambarene. Seit Mai 2019 ist er wieder Vorsitzender des DHV.

WERNER ZAGER

Geb. 1959 in Worms, Prof. Dr. theol., 1977–83 Studium der Evangelischen Theologie in Frankfurt am Main, Mainz und Tübingen, 1983–85 Vikar in Darmstadt, 1985–87 wiss. Mitarbeiter und Repetent der Hessischen Lutherstiftung an der Johannes Gutenberg Universität Mainz, 1987 Promotion zum Dr. theol. ebd., 1987–91 Pfarrer in Seeheim an der Bergstraße und in Alsfeld, danach Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 1994–97 wiss. Assistent an der Ruhr Universität Bochum, 1996 Habilitation im Fach Neues Testament ebd., 1997–2003 Hochschuldozent ebd., 2002 außerplanmäßiger Professor für Neues Testament ebd. und seit 2004 an der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt am Main, 2003–2025 Leiter der Evangelischen Erwachsenenbildung Worms Wonnegau.

Zu den Rundbriefen

Begründet wurden die Rundbriefe von Richard Kik, zuerst in Form von eher privaten Mitteilungen an Mitglieder des Freundeskreises um Albert Schweitzer. Im August 1947 hat er dann die erste Nummer des Rundbriefes mit einem Umfang von acht Seiten versendet. Der eigentlich erste „*richtige*“ Rundbrief, der Rundbrief Nr. 2, wurde dann im Januar 1952 zum 77. Geburtstag von Albert Schweitzer herausgegeben.

Bestanden die ersten Rundbriefe noch aus kleinen Mitteilungen und Briefauszügen von Helfern, Freunden wie auch von Albert Schweitzer selbst, so erweiterte sie Richard Kik dann in der Folgezeit mit Schilderungen, Berichten, Zeitungsausschnitten und Essays.

Nach dem Tod von Richard Kik führte dessen Frau Mine die redaktionelle Arbeit der Rundbriefe bis 1977 fort. Ihr folgten Manfred Hänisch (bis 1992) und Hans-Peter Anders. Seit der Ausgabe Dezember 2001 ist die Redaktion direkt dem Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. und dem jeweiligen Vorsitzenden unterstellt: Tomaso Carnetto bis Ausgabe Nr. 96 (2004) und Dr. phil. Karsten Weber bis 2006. Von 2007 (Ausgabe Nr. 99) bis 2019 (Ausgabe Nr. 111) war Dr. med. Einhard Weber verantwortlicher Redakteur der Rundbriefe; 2020 hat dies Dr. Roland Wolf mit der Ausgabe Nr. 112 übernommen.

Gab es seit Beginn der Herausgabe der Rundbriefe pro Jahr zwei Ausgaben, so erscheint der Rundbrief seit 2002 nun einmal jährlich und dazu drei- bis viermal pro Jahr Albert-Schweitzer-Aktuell (ASA).

Impressum

**ALBERT SCHWEITZER -
BEGEGNUNGEN, DEUTUNGEN UND IMPULSE**
RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 118
JAHRBUCH 2026 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

ISBN: 978-3-9824432-5-6
Herausgeber: Dr. Roland Wolf (V.i.S.d.P.)
Deutscher Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital
in Lambarene e. V., Juni 2026
Ludo-Mayer-Straße 1, 63065 Offenbach am Main
info@albert-schweitzer-zentrum.de
www.albert-schweitzer-heute.de

Alle Rechte beim Herausgeber und den beteiligten Autoren. Kein Teil dieser Publikation darf reproduziert oder in jeglicher Form oder mit jeglichen Mitteln übertragen werden, weder elektronisch noch mechanisch, einschließlich Fotokopie, Aufzeichnung oder jedwede andere Informationsspeicherung ohne die vorherige Erlaubnis des Herausgebers.

Die Adressen der Autoren dieser Ausgabe sind bei Bedarf vom Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrum zu erfragen.

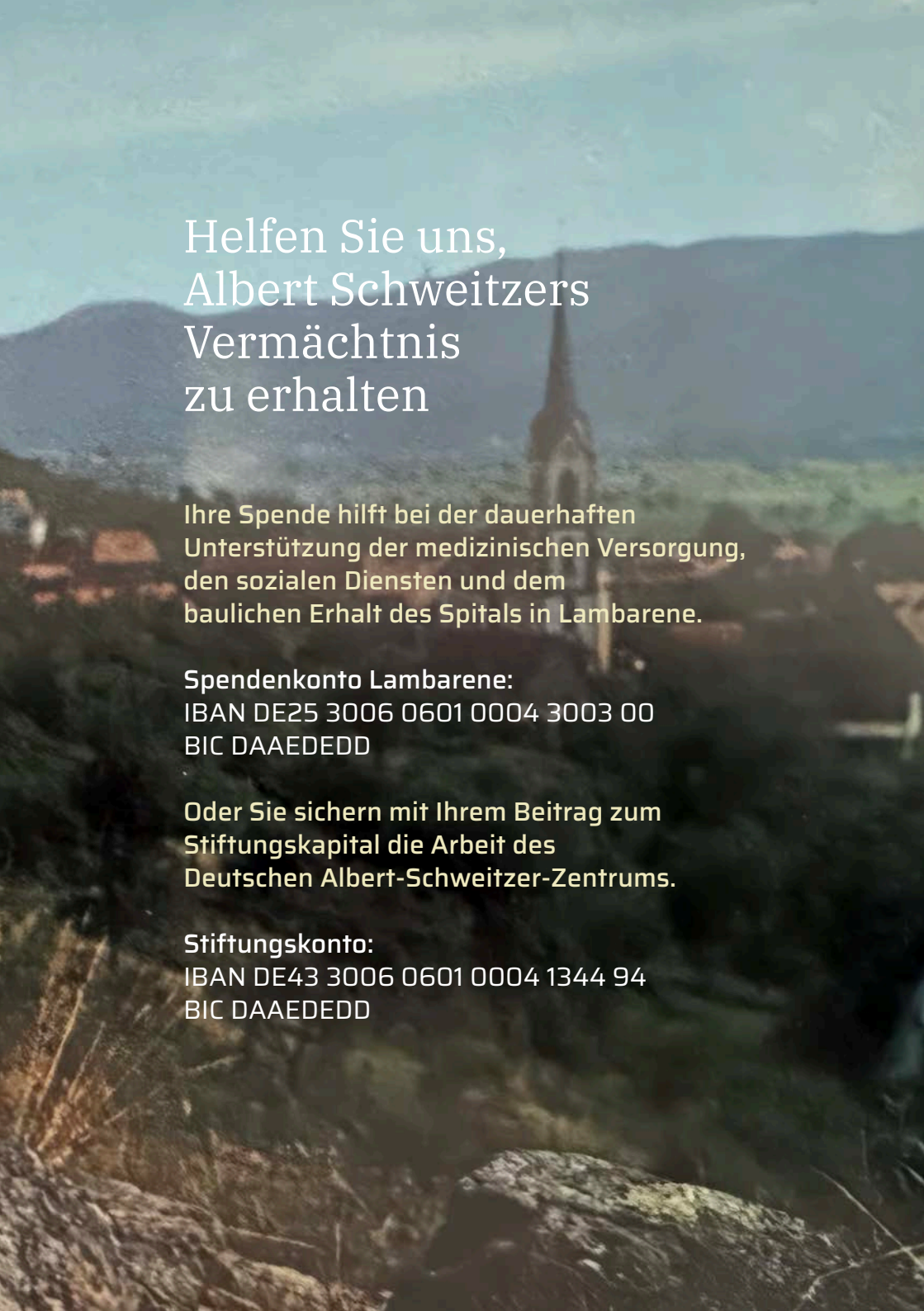
Die Inhalte der Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktion: Anne Katharina Farle, Dr. Roland Wolf

Gestaltung, Satz: Redhome Design, Nana Cunz

Bildnachweis: Umschlag: Fotos aus dem Archiv des DASZ / Archiv Günsbach: Albert Schweitzer: Ein Visionär (U1); Albert Schweitzer auf dem Kanzrainfelsen, 1951 (U2/U3); Ausschnitt aus einem Foto von Hulda Rohrbach (U4)
Inhalt: Archiv des DASZ / Archiv Günsbach (Seite 2/3, 8/9, 21, 49, 67, 90, 109, 118/119, 127)
Andrea Munz (Seite 78, 79, 81)
Christiane Kasper (Seite 82, 87)
Privatarchiv Eliane Lehmann (Seite 90/91)
Hannah Arendt auf dem 1. Kulturkritikerkongress, 1958, Original im Münchner Stadtmuseum, Sammlung Fotografie, Archiv Barbara Niggl Radloff via Wikimedia Commons (Seite 75); Dr. Roland Wolf (Seite 104, 107)

Gedruckt auf 100 % Recycling-Papier



Helfen Sie uns,
Albert Schweitzers
Vermächtnis
zu erhalten

Ihre Spende hilft bei der dauerhaften
Unterstützung der medizinischen Versorgung,
den sozialen Diensten und dem
baulichen Erhalt des Spitals in Lambarene.

Spendenkonto Lambarene:
IBAN DE25 3006 0601 0004 3003 00
BIC DAAEDED

**Oder Sie sichern mit Ihrem Beitrag zum
Stiftungskapital die Arbeit des
Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums.**

Stiftungskonto:
IBAN DE43 3006 0601 0004 1344 94
BIC DAAEDED



Deutscher Hilfsverein
ALBERT SCHWEITZER
SPITAL LAMBARENE

www.albert-schweitzer-heute.de

MIT EINEM VORWORT VON ROLAND WOLF;
TEXTBEITRÄGE VON ANNE KATHARINA FARLE,
MARTIN GROSS, CHRISTIANE KASPER, ANDREA
MUNZ, DANIEL NEUHOFF, RAINER NOLL, KLAUS
STOEVESANDT, ROLAND WOLF, WERNER ZAGER.

ISBN 978-3-9824432-5-6